Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — **Marburg i. H., den 2. Mai** — **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Ewiges und irdisches Leben — Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des dritten Jahrhunderts. Der Brief des Porphyrius an seine Gattin Marcella. Schluß — Aristophanes' Werke (Seeger) — Kulturchristentum und Missionschristentum. Zehn Thesen — Wo muß der soziale Wille einsetzen? — Stimmen der Väter: Karl Friedrich August Kahnis — Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet. Schluß — Verschiedenes: Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand und Reden über die Religion (Bauer, Braun); Schleiermacher über Freundschaft, Liebe und Ehe (Saathoff); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ewiges und irdisches Leben

Unter den Hauptgedanken unseres Glaubens ist den Zeitgenossen, auch denen, die sonst für Christentum empfänglich sind, doch einer fremd und schwer verständlich: der Gedanke des ewigen Lebens. „Mit dem Tode ist das Leben doch zu Ende, ein Leben nach dem Tode ist mir ganz unfaßbar", so sagen sie uns und fügen auch, darnach gefragt, im vollen Ernste hinzu, „dies Leben sei durchaus des Lebens wert, nie würden sie es ungelebt wünschen." Verweisen wir dann auf die Vielen, die Ungezählten, deren Leben ganz menschenunwürdig und lebensunwert sei, so bestreiten sie das nicht, trösten sich aber mit dem Hinweis auf kommende bessere Zeiten und ihrer Mitarbeit für solche bessere Zukunft. Erwidern wir dagegen, diese Hoffnung sei trügerisch; denn alle Fortschritte der Technik, alle Reinigung der rechtlichen und sittlichen Begriffe machten den Menschen der Zukunft nicht besser und nicht glücklicher: die Spannung zwischen Sein und Sollen bleibe stets die gleiche, die Kluft zwischen Begierde und Glück immer ungefüllt; und etwas Bleibendes werde in dieser Sinnenwelt nicht erreicht, da endlich die Erde mit all ihren Geschöpfen vergehe, der Mensch aber habe das unstillbare Verlangen, etwas Unvergängliches zu schaffen, zum wenigsten für etwas ewig Wertvolles sich aufzuopfern — so bleiben solche Gedanken nicht ohne Eindruck, aber sie überzeugen selten.

Woran liegt das? Liegt das nur an der Geistesart der Menschen, an ihrem irdisch gebundenen „ungläubigen" Sinn? Einzig daran sicherlich nicht, auch nicht einmal hauptsächlich. Oft sind es die dumpf und stumpf, oder auch die leichtsinnig und derb genußsüchtig dahinlebenden Menschen, die an der Tatsächlichkeit eines jenseitigen Lebens nicht zweifeln, während die Nachdenklichen und Ernsten von diesem Gedanken sich abwenden.

Woran liegt es denn? Liegt nicht die Hauptschuld an der üblichen Art, wie dieser Gedanke verkündigt wird, und an der Lebensführung derer, die diesen Gedanken vertreten? Gewiß sind Viele unserer Zeitgenossen so nüchtern in ihrem Empfinden, von Natur oder durch die Gewöhnung einer Modewissenschaft, daß alles Unsinnliche und Uebersinnliche ihnen als unwirklich und phantastisch erscheint. Wie aber soll solch Vorurteil überwunden werden durch eine Lehre, die nur das irdische Leben entwertet, aber nicht im stande ist, den höheren Wert des himmlischen Lebens darzutun — zu schweigen von dem peinlichen Widerspruch zwischen himmlischer Lehre und irdischem Leben.

Manche Christen meinen, nichts sei leichter zu predigen als das ewige Leben: eine rührende, sentimentale Schilderung des irdischen Jammertals, eine farbenprächtige Ausmalung des Paradieses, geziert mit Bibelsprüchen und Katechismussätzen. Ein verhängnisvoller Wahn! Wahrhaftige Seelen muß solch rohe Predigtweise abstoßen.

„Ewig sein in einem Augenblick, das ist die wahre Unsterblichkeit der Religion." Dies tiefsinnige Wort Schleiermachers muß erlebt und durchdacht haben, wer heute vom ewigen Leben Zeugnis geben will. „Ewig sein in einem Augenblick", was heißt das? Es heißt, in einem Augenblick dieser Zeitlichkeit das Ewige zu erleben als eine Größe, die über Raum und Zeit erhaben und von unendlichem Wert ist. Wem seine Pflicht bewußt wird als eine heilige Stimme, der unbedingt zu gehorchen, der alles aufzuopfern ist, der erlebt die Majestät der Ewigkeit. Wem eine reine unverdiente Güte entgegentritt, die ihm zu persönlichem Besitz sich schenkt, wer solch Erlebnis empfindet als einen Wert, der über allem Preise steht, dem wird ein Vorschmack ewiger Seligkeit gewährt.

In diesem irdischen Leben soll uns ein Leben aufgehen, das nicht von dieser Erde ist; in dieser Zeitlichkeit soll uns die Ewigkeit berühren. Den Allermeisten freilich ist das ewige Leben ein Reich, das nach dieser Zeit beginnen soll, eine fremde Größe, ein äußeres Gut; daher läßt es auch Herz und Leben unverändert. Solch ein Glaube ist unsittlicher Wahnglaube, recht tut Jeder, der ihn ablehnt. Wer aber durchgedrungen ist vom Schein zum Wesen, wem durch Jesu Geist und Kraft Heiligkeit und Güte die Lebenswerte geworden sind, wer in der Zeit vom Ewigen sich ergreifen läßt, der kann und darf auf einstige Vollendung seines Lebens hoffen. Solche Gewißheit ist Wahrheit, sie ist die Krone des Glaubens. H S

Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des dritten Jahrhunderts

3

In diesen Sätzen hat sich die Frömmigkeit des großen Christenfeindes Porphyrius ausgesprochen. Setzt man statt „des Weisen" mit Clemens Alexandrinus „den Gnostiker" oder „den Frommen" und sieht man von dem Schwanken zwischen „Gott", „Gottheit" und „Göttern" bei Porphyrius ab — in Wahrheit meint sein Gefühl stets den Einen Gott, der auch in den Göttern wirksam ist, — so unterscheidet sich seine Frömmigkeit kaum mehr von der der christlichen griechischen Theologen des dritten Jahrhunderts. Zwar läßt Porphyrius noch Opfer und Tempeldienst bestehen, weil sie zu den „väterlichen Einrichtungen" gehören (siehe 30, Kap. 18) und er sich an diese gebunden fühlt. Aber der alte Geist ist aus diesen väterlichen Einrichtungen geflohen, und Porphyrius ist nicht mehr mit seinem innersten Sinn und mit seinem Herzen bei ihnen. Wohl kann er seiner Gattin schreiben, er habe sie geheiratet, um die dii gentiles zu versöhnen, aber das scheint nur noch eine Redensart zu sein.

Nicht nur ähnlich ist die Frömmigkeit des Porphyrius der christlichen seiner Zeit, sondern sie ist gerade in ihren tiefen Elementen mit ihr übereinstimmend, und sie umfaßt nahezu alle tiefen Elemente. Dies zu beweisen ist wohl nicht nötig; denn der Leser der Exzerpte, die gegeben worden sind, wird das selbst festgestellt haben. Das Sündenbewußtsein und die Ueberzeugung, daß nur Gott das Gute wirkt, ist so scharf ausgeprägt wie bei Origenes. Alles Gute und alle Hilfe kommt von Gott.

Diese Frömmigkeit braucht keinen Mythus und keine Sakramente. Aber auch nach Clemens Alexandrinus und Origenes braucht der christliche Gnostiker auf der höchsten Stufe weder den Heiland Christus noch Sakramente. Dort und hier liegt alles in der Sphäre der Seele, des innern Gefühls und der reinen Erkenntnis. Hell und „vernünftig" ist diese Frömmigkeit und dieser Gottesdienst. Theurgie und Sakramentsmagie liegen weit zurück und sind mindestens in der obersten Sphäre nicht zugelassen.

Der fundamentale Unterschied von Seele und Leib, von Gott und sinnlicher Natur, liegt dieser Frömmigkeit zu Grunde, daher führt sie notwendig zum — Mönchtum. Der kontemplierende und sich von der Welt befreiende Mönch ist das Ideal des Porphyrius und das Ideal des Origenes. Aber Jener fühlt sich an die „väterlichen Einrichtungen" gebunden, dieser an Christus und die Kirche — das ist der Unterschied. Dieser Unterschied besteht aber nur in der Peripherie: im Kern und im Wesen der Frömmigkeit ist kein Unterschied.

Die Form der frommen Gedankenbildung und die Sprache des Porphyrius ist — mit einer Ausnahme, von der gleich zu reden sein wird — die griechische; sie hat nichts Biblisches. Aber die Sprache liegt oft nur wie ein leichter Schleier auf Gedanken, die ganz neutestamentlich erscheinen; man vergleiche Nr. 5, 6, 7, 10a, 12, 15, 16, 18, 20, 24, 26, 29, 38, 46, 50b, 51, 52, 55. An einigen Stellen kann man den Verdacht schwer unterdrücken, daß Porphyrius die biblische Form des Gedankens kennt, aber absichtlich eine andere wählt, und doch ist mir nicht sicher, daß diese Annahme richtig ist. Wohl aber können, ihm selbst unbewußt, christliche Reminiszenzen aus seiner Jugend und aus seinem Studium bei ihm wirksam gewesen sein. Auch dann aber ist anzunehmen, daß sie sich harmonisch an Gedanken anschlossen, die nicht auf dem biblischen Boden gewachsen, sondern auf der Entwicklungslinie entstanden sind, welche mit den Lehren des Sokrates und Plato begonnen hat. Diese Entwicklungslinie ist eben eine Parallele zu der spätjüdisch-paulinischen.

Eine Ausnahme muß allerdings anerkannt werden. Wenn Porphyrius (39, Kap. 24) Glaube, Wahrheit, Liebe und Hoffnung für die vier religiösen Grundelemente erklärt, so kann diese Formulierung von der christlichen mit den drei Elementen Glaube, Liebe und Hoffnung nicht unabhängig sein; denn diese Trias kommt meines Wissens auf griechischem Boden vor Porphyrius nirgendwo vor. Porphyrius hat die christliche Formel nicht unverändert gelassen; denn statt „Agape" setzt er nach Plato „Eros" ein, und zum Glauben fügt er als selbstständiges Element die Wahrheit hinzu. Aber die Veränderung ist nicht groß; denn er versteht unter „Eros" schwerlich etwas wesentlich Anderes, als was die christlichen Theologen unter „Agape" verstanden. Die Hinzufügung der Wahrheit zum Glauben ist ganz im Sinne des vierten Evangeliums, und die Definition des Glaubens als feste Ueberzeugung, „daß in der Umkehr zu Gott allein das Heil ist", ist von der des Paulus nicht verschieden. Endlich, wenn er die Hoffnung auf den Lebensgang bezieht, so meint er damit vielleicht auch wie Paulus, daß das Leben im Fleisch ein Ende haben und dann ein ewiges Leben kommen werde.

Porphyrius, der Heide, hat in den drei christlichen Haupttugenden das Wesen der Frömmigkeit erkannt; hundert Jahre später hat umgekehrt Ambrosius die vier heidnischen Haupttugenden seiner Ethik zu Grunde gelegt. Beide haben nicht ihre Rollen vertauscht, sondern ihre religiösen und moralischen Grundanschauungen standen sich wirklich so nahe.

4

Nicht nur auf den Linien der Lehre, des Kultus und der Disziplin hatten sich die beiden Gegner, die griechischen und die christlichen Philosophen, genähert, sondern ebenso stark auf dem Gebiet des Innerlichsten, der Frömmigkeit. Was sie noch trennte, war allein „der Mythus". Aber das war nicht wenig, das war vielmehr wirklich eine große Kluft. Deshalb war ein Friede unmöglich: einer der beiden Gegner mußte fallen.

Hier nun hat Origenes ein großes Wort gesprochen. Er sagt, daß das Christentum die Religion sei, welche auch in ihrer mythischen Gestalt die Wahrheit besitze. Dieses Wort ist richtig, wenn man es in seiner Tiefe erfaßt. Gewiß hatte auch das Christentum viel wirklich Mythisches; aber es räumte in seiner besten Zeit mit dem Polytheismus auf; es hatte in seinem „Mythus" eine geschichtliche Persönlichkeit von einzigartiger Hoheit und Kraft, und es besaß ein Buch, mit welchem weder Homer noch sonst ein anderes Buch vergleichbar war, ein Geschichtsbuch — die Bibel.

Das Christentum räumte wirklich mit dem Polytheismus auf, während die neuplatonische Philosophie des Porphyrius dazu nicht den Mut besaß — hier lag der größte Unterschied. Es fehlte dieser Religionsphilosophie die Kraft der Exklusive; daran ist sie gestorben!

Das Christentum schaffte den Tempel- und Opferdienst wirklich ab, der den tiefen, religiösen Sinn nicht mehr befriedigte; der Neuplatonismus war unwillig, dies zu tun — hierin lag der zweite Unterschied.

Das Christentum vermochte — weil es einen wahrhaftigen Mythus hatte, weil es die Schöpfungsgeschichte nach Genesis 1 verkündigte, weil es die Psalmen beten lehrte, und weil es Jesus Christus besaß — die tiefe, monotheistische Frömmigkeit allmählich auch den Massen näherzubringen. Das vermochte der Neuplatonismus nicht.

Endlich — die christlichen, griechischen Theologen des dritten Jahrhunderts stimmten in ihrer Theologie und in der Art ihrer Frömmigkeit mit den Neuplatonikern stark überein. Aber jene christlichen Theologen waren selbst von der griechischen Philosophie abhängig, und sie haben das Wesen des Evangeliums nicht mehr rein zur Darstellung gebracht. Dieses ist einfacher und schlichter, vor allem aber weniger intellektualistisch und durchaus nicht so kontemplativ-asketisch, wie es bei Origenes und seinen Schülern erscheint. Als daher die Theologie des Origenes und die christliche Bischofskirche zum Siege kamen über die Theologie des Porphyrius und über das heidnische Priester- und Opferwesen, da siegte nicht das reine Christentum über das Griechentum, sondern ein griechisch-philosophisches Christentum siegte über das Heidentum. Aber dieses griechisch-philosophische Christentum war nicht das letzte Wort des Christentums. Es begann vielmehr eine weitere Entwicklung und Vertiefung, deren Anfänger Augustin gewesen ist.

Adolf Harnack

Aristophanes' Werke

Uebersetzt von Ludwig Seeger. Neue Auflage mit Einleitung von Hermann Fischer und Wilhelm Schmid. Stuttgart und Berlin, Cotta 1910. Drei Bände 238, 287 und 272 S. Gebunden 3 Mk.

Der satirische Humor ist ein untrüglicher Gradmesser für die politische Größe einer Epoche. Molière und Ludwig XIV, die Pamphlete der römischen Mimen und Cäsar, die Dunkelmännerbriefe und die Reformation, sind unausweichliche Komplementär-Erscheinungen, und noch der große Krieg vor 40 Jahren erzeugte Humoristika wie das Kutschkelied und die Darmstädter „Zündnadel"-Bilderbogen. Das „tolle Jahr" 1848 aber und die großen Bewegungen vorher sind von politischer Satire durchtränkt. Es ist bezeichnend, daß eben in dem Jahr 1848 die erste und hervorragendste Aristophanes-Uebersetzung vollendet wurde von dem schwäbischen Demokraten, Dichter und Publizisten Seeger, dessen Gedächtnis die beiden Tübinger Gelehrten durch den vorliegenden Neudruck, zugleich durch eine vorausgeschickte Biographie, einer unverdienten Vergessenheit entrissen haben.

Der größte politische Humorist des Altertums ist begreiflicherweise erst seit der französischen Revolution als solcher gewürdigt worden und hat erst dann nachhaltigen Einfluß auf die europäische Literatur gewonnen. Nicht der Humanismus hat die Wunderwelt der aristophanischen Posse zu neuem Leben erwecken können. Die Aristophanesstudien und -Uebersetzungen vor jener Zeit sind, wie Wilhelm Schmid in seiner Vorrede zum ersten Bande auseinandersetzt, unbedeutend oder unbekannt. Die „unvergänglichen dichterischen Vorzüge des Aristophanes" vermag nur eine ganz hervorragend gute und gewandte Uebersetzung herauszuarbeiten. Eine solche fehlte aber vor dem neunzehnten Jahrhundert. Daneben hat es auch überhaupt an dem nötigen Verständnis der nur mit genauer Kenntnis des politischen Milieus der athenischen Demokratie voll zu erfassenden Genialität des Dichters gefehlt. Der falsche Maßstab, den, namentlich im Anschluß an Plutarchs Urteil, die französische Aesthetik an seine Komik legte, nicht zum wenigsten auch seine Behandlung des Sokrates in den „Wolken", haben den Weg zu diesem Verständnis verbaut. Nachdem Goethe durch seine „Vögel" den ersten kräftigen Anstoß zur Wiedererweckung des von ihm als „ungezogenen Lieblings der Grazien" gepriesenen Dichters gegeben, hat Wieland mehrere aristophanische Stücke in deutsche Verse gebracht. Tief unter Wielands Versuchen steht die Uebersetzung des pedantischen Voß, selbst die von Welcker vermag dem Dichter nicht gerecht zu werden. Platen lehrte zuerst die deutsche Poesie — wenigstens in der literarischen Satire („Verhängnisvolle Gabel" und „Romantischer Oedipus") in aristophanischer Sprache reden. Die 1835—38 erschienene Uebersetzung Droysens hat leider bis auf den heutigen Tag der besseren Nachfolgerin den Rang abgelaufen, so daß diese tatsächlich verschollen war. Droysens vielgerühmte und vielgelesene Uebertragung ist ein rein gelehrtes Werk, das wohl, wie mir scheint, zumeist seinen Anmerkungen und fesselnden historischen Einleitungen seinen Ruf verdankt. Die Beibehaltung des Trimeters im Prolog, die Geschraubtheit der Wortstellung und namentlich die sehr an Voßens Homer erinnernde gewagte und steif-pathetische Diktion lassen den Leser zum ruhigen Genuß der aristophanischen Poesie nicht kommen. Seeger, der seine für damals geradezu epochemachenden eigenen Grundsätze für Uebersetzungen in einem besonderen „Vorwort an einen Freund" vorausschickt, versteht ungleich besser den Aristophanes in seinem poetischen Gehalt darzustellen. Durch die Wahl des Blankverses für den Dialog, die gleichmäßige Knappheit des Ausdruckes, die Elastizität in der Nachbildung des aristophanischen Witzes und durch eine bessere Herausarbeitung der lyrischen Partien hat er — soweit hat Schmid in seiner Einleitung jedenfalls Recht — ein neues Ganzes geschaffen, das doch wenigstens die Bedeutung des Originals ahnen läßt. Seegers dichterisches Talent, das sich in Uebersetzungen Bérangers, Shakespeares, Voltaires ebenso wie in eigenen Gedichten glänzend dokumentiert, hat in dieser Uebersetzung sein Bestes geleistet.

Trotz alledem wird der Leser bedauern, daß diese Uebersetzung ohne Anmerkungen und ohne Einleitungen erscheint. Gibt schon nach der politisch-historischen Seite hin eine Komödie des Aristophanes dem Gelehrten, und wie viel mehr dem Laien, hundert Rätsel auf, so verlangt anderseits auch die poetische Kunstform, in der diese satirischen Burlesken auftreten, umfängliche Aufklärungen literarhistorischer Art. Es dürfte daher nicht überflüssig sein, an dieser Stelle kurz die wichtigsten dem Leser sich aufdrängenden literarhistorischen Fragen zu beantworten.

Die Geschichte des griechischen, in seiner Hauptentwicklung athenischen, Lustspiels hat insgesamt etwa 170 Dichter aufzuweisen. Von den Tausenden ihrer Komödien, die im Laufe von drei Jahrhunderten an den Festspieltagen der athenischen Bürgerschaft im Dionysostheater vorgeführt wurden, sind außer den neuerdings gefundenen Resten des Menandros — Teile von vier Stücken mit insgesamt 1500 Versen — und den römischen Nachdichtungen der bürgerlichen Posse des Menandros und seiner Zeitgenossen, nur die elf Stücke des Aristophanes erhalten. Und Aristophanes selbst, von dessen Produktion uns in diesen Stücken der vierte Teil vorliegt, repräsentiert die Vollendung einer langen literarischen und dramatischen Entwicklung. Zur Zeit der Perserkriege hatte bereits Epicharmos in Syrakus die mythologische Burleske und Schwankposse auf eine beträchtliche Höhe geführt. Diese wirkte stark auf das in Athen neben und mit der Tragödie entstandene Satyrspiel, das seine Wurzeln im Dionysoskultus hatte und die Tänze der dionysischen Dämonen — der Satyrn — mit der burlesken mythologischen Volksposse verschmolz. Da dies aus dem Peloponnes entlehnte Satyrspiel das Bedürfnis des athenischen Publikums nach aggressiver Komik nicht befriedigte, eroberte sich um die Zeit der Schlacht bei Salamis eine andre Art von dramatischen Chören die Zulassung zur Konkurrenz bei den dionysischen Wettspielen. Zechergilden athenischer Bürger führten seit lange zur Zeit des attischen Faschings — in den Festtagen der Lenäen und der großen Dionysien — possenhafte Spiele auf. Diese bestanden zunächst in einem in Tiermasken auftretenden Chor, der einstudierte Spottlieder satirischen Inhalts vortrug. Dem Chor schloß sich mit der Zeit eine Schauspielertruppe an, deren Hauptrolle jedesmal durch die von ihr vertretene Idee mit der satirisch-politischen Idee des Chores in gegensätzliche oder harmonierende Verbindung trat. Gewöhnlich füllte den ersten Teil des Stückes ein Kampf zwischen Chor und der Hauptperson. Den zweiten Teil, in dem der Chor zurücktrat, bildeten burleske Pulcinellszenen zwischen der Hauptperson und zahlreichen aus der politischen und sozialen Sphäre herausgegriffenen Nebenpersonen. Diese Chöre der attischen Bürgergilden im dionysischen Festprogramm hießen Kömoi, ihre Aufführungen Komödien. Sie kamen mit reichem Personal, vielen Musikanten und vornehmer Ausstattung in die Orchester des Theaters und spielten vor einem Hintergrunde, der eine athenische Straße darstellte. Der Staat stellte den Chormeister und bezahlte die kostspielige Einstudierung in der Form der freiwilligen Leistung durch Choregien. Nach den Perserkriegen und dem gewaltigen Aufschwung der musischen Wettkämpfe, an denen allmählich athenische Bürger bis zu Tausenden teilnahmen — was eine beispiellose musikalische Erziehung der gesamten Bürgerschaft voraussetzt — gelangten neben den andern Festspielen auch die Komödien auf eine künstlerische Höhe, durch die bald ihr derb-naiver volkstümlicher Charakter sich verfeinerte. Diese burleske Komik befriedigte in ihrer verfeinerten Form die Ansprüche auch der höheren Klassen. Da die Chormeister meistens aus den Reihen der grundbesitzenden Klasse hervorgingen, standen sie fast ausnahmslos auf Seiten der Opposition gegen die herrschende Demokratie und ihre Gewalthaber. So wurde in der perikleischen Zeit die Komödie zur politischen Geißel und zur sozialpolitischen Satire. Der Chor kam längst nicht bloß mehr in Masken von Vögeln, Fröschen, Reitern, Wolken und dergleichen, er erschien auch als Demagogen, Sophisten, Personifikationen der bedrängten Reichsstädte, als politisierende Frauen, Vertreter einzelner Berufsstände. Ganze Stücke wurden zur Verhöhnung des Perikles und seiner Getreuen oder sonst stadtbekannter Persönlichkeiten verfaßt; nicht selten mußten auch die Verhöhnten es sich gefallen lassen, in einer mythologischen Verhüllung vor dem Publikum aufzutreten, wie Perikles als Dionysos, seine Umgebung als Satyrn. Als der Peloponnesische Krieg mit seinen Greueln, der Pest und allem Weiteren hereinbrach, da ging die Komödie gegen die Volksführer neueren Schlages, Hyperbolos, Kleon und Andere vor und lieferte jährlich Karikaturen der neugebackenen Abgötter des souveränen Volks.

Unter den Dichtern dieser Generation hat neben dem alternden Kratinos, dem schlagfertigen Gegner des Perikles, und dem früh gestorbenen Genie Eupolis Aristophanes sein Talent entfaltet. Die Knebelung der Komödie durch die gereizten Machthaber, welche in dieser wilden Zeit nicht mehr so ganz ungestraft die politische Satire ihres Amtes walten ließen, beförderte unwillkürlich ein Talent wie das des Aristophanes, der als Chormeister von 426—388 wirkte. Seine Stärke war die graziöse Gestaltung des Dialogs, die poetische Veredelung der Chorpartien und die leuchtende Erfindungsgabe, die mit Anlehnung an die Märchenwelt unerschöpflich neue und zeitgemäße Stoffe für die tollen Maskensänger zu liefern wußte, oft auch mit Umgehung der Tagespolitik.

Die Stücke sind von Seeger in chronologischer Reihenfolge

übersetzt. Die Acharner (425) zeigen noch den ungebrochenen Kriegsmut der attischen Bürger und Bauern gegenüber den Friedensbestrebungen der konservativen Großgrundbesitzer. Die Köhler von Acharnä verfolgen im Tanz- und Wortgefecht als Chor den Friedensstifter Dikaiopolis, dieser den Bürgergeneral Lamaos mit Zorn, Hohn und Spott. Hier ist besonders gelungen die Wiedergabe der athenischen Volksversammlung, in welcher der friedensselige Spießbürger einen verhungerten Aristokraten für ein Trinkgeld von einigen Drachmen nach Sparta um Frieden schickt und zugleich das Gebahren der athenischen Volksversammlung lächerlich macht, wie sie sich von ihren Gesandtschaften hinters Licht führen läßt.

Nachdem Aristophanes 424 mit den gegen Kleon gerichteten Rittern den ersten Preis davongetragen, legten die trüben Ereignisse bei Delion ihm Mäßigung in der politischen Satire auf, es folgte daher 423 ein Stück mit sozialem Thema: „die neue Bildung", verkörpert durch den stadtbekannten Grübler Sokrates, von dessen Ideen damals in Athen noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Aristophanes wußte wenig mehr, als was sich das Volk von dem Sonderling erzählte; so wurde er zum Vertreter der neumodischen Sophistengelehrsamkeit, in dessen Denkanstalt der Träger der Idee des Stückes, der biedere Landmann Strepsiades, studiert, um die von seinem Sohn gemachten Schulden loszuwerden. Als Chor kommen dem Weisen die Wolken zu Hilfe; mit ihnen macht Sokrates den neuen Schüler gefügig, so daß er schließlich erklärt:

Ich gehöre den Herrn mit Leib und Seel.
Was sie wollen, ich tus und ich trag es ja gern,
Durst, Hunger und Prügel und Hitz und Frost!
Ja laßt sie das Fell vom Leibe mir ziehen,
Und studier ich mich nur aus den Schulden heraus,
Tituliere mich dann nach Belieben die Welt:
Frech, naseweis, grob, maulfertig, infam,
Unflat, Aufschneider und Lügenschmied,
Rechtsfälscher, mit allen Hunden gehetzt,
Schwadroneur, Windfahne, Fuchs, Klappermaul,
Nasrümpfer, Scharwenzler, aufdringliche Klett,
Aas, Neidhard, Galgenstrick, Lumpenhund —
Mag, wem es beliebt, auf der Gasse mir nach
Diese Titel schreien: nur zugeschimpft!
Meintwegen, verhackt
Mich zu Würsten, bei der Demeter, und gebt
Sie den Herrn Philosophen zu fressen!

Der zweite Band der Uebersetzung enthält zunächst die Wespen. Die 422 aufgeführte Satire gegen die von Kleon geschützte Institution der Geschworenengerichte, deren Auswüchse und Mißstände hier durch einen lustigen Kampf zwischen einem schon in aller Frühe von dem Chor seiner urteils- und diätengierigen Kollegen zum Gerichtslokal abgeholten alten Herrn und seinem vernünftigen Sohn dargestellt werden. Im „Frieden", mit dem Aristophanes 421 den von ganz Hellas ersehnten Abschluß der Verhandlungen des Nikias-Friedens begrüßt — einem Stück, dessen Idee sich dem Dichter als Heraufholung des in eine unterirdische Höhle versenkten Riesenstandbildes der „Eirene" durch die griechischen Bauern darstellt — wird auch den modernen Leser am meisten die Eingangsszene fesseln, in welcher der Anstifter des Friedensunternehmens, ein athenischer Weinbauer, wie in der Euripideischen Tragödie Bellerophon auf seinem Flügelroß, auf einem selbstgezüchteten Riesen-Mistkäfer zu der Wohnung der Götter fliegt, um dort von Hermes zu erfahren

daß . . . die Götter zogen aus
aus Aerger über die Hellenen; Haus
und Hof, sie gebens zum Quartier dem „Krieg",

der inzwischen die hellenischen Städte in einen Mörser stampfen will, aber die Mörserkeule verpumpt hat,

. . . das Ding, die Keule,
ist weggekommen aus Athen — du weißt —
der Gerber, der ganz Hellas sonst zermalmte.

Es folgt das genialste der erhaltenen Stücke: „Die Vögel", aufgeführt 414 in der bangen Zeit der sizilischen Expedition. Die beiden Athener, die ein besseres Athen im Vogelreich gründen und diesen Staat Wolken-Kuckucksburg nennen, kommen zum Vogelkönig Wiedehopf. Hier ist das berühmte Lied des Wiedehopfs mit der Begleitung der Nachtigall bei Droysen besser zu lesen, weil die Rhythmen des Originals nicht entbehrt werden können. Gut dagegen ist Seeger die Parabase (Lied des Chors an die Zuschauer) geglückt:

O ihr Menschen, verfallen dem dunkeln Geschick, den Blättern des Waldes vergleichbar,
Ohnmächtige Zwerge, Gebilde von Lehm, traumähnliche Schattengestalten,
O ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, ihr erbärmlich verweslichen Wesen,
Jetzt lauschet und hört die Unsterblichen an, die erhabenen, ewiglich jungen.*)

In der Lysistrata, dem ersten der beiden Frauendramen — aufgeführt 411 — mit seinem grotesk-genialen Thema, durch die Sezession der Frauen und ihre Besetzung der Akropolis endlich die Männer zum Frieden zu zwingen, trotz seiner derbsinnlichen Grundidee doch in der Person der Heldin ein Ideal der keuschen, klugen Athenerin hinstellend — verdient namentlich die glückliche Wiedergabe der dorischen Dialektpartieen durch Seeger unsere Anerkennung.

Auch in dem zweiten Frauendrama aus demselben Jahre, dem Thesmophorienfest — Euripides im Kampfe mit den Frauen — hat der Uebersetzer den Ton der Szene zwischen Euripides und seinem sentimentalen Dichtergenossen Agathon ungleich glücklicher als Droysen getroffen.

Von den im dritten Bande vereinigten Stücken — Frösche, Weibervolksversammlung und Plutos — heben sich die beiden letzten als Werke des alternden Aristophanes aus der Zeit nach der Katastrophe Athens, mit vermindertem Chorgesang und loserer Komposition, mit ihrem Mangel an sprühendem Humor und beißendem Witz — nur die Grazie ist geblieben — merklich ab von den Fröschen. Trotzdem übt doch die Weibervolksversammlung (Ekklesiazusen) mit ihrem Thema des Frauenregiments, einer Abart des platonischen Zukunftsstaates mit dem Problem der Weiber und Gütergemeinschaft, auch auf den modernen Menschen wegen der drastischen Durchführung der Grundidee noch ihren Zauber aus. (Wilbrandt hat aus diesem Stück und der Lysistrata ein modernes, sehr wirksames Bühnenstück komponiert, das gelegentlich aufgeführt wird.) Ebenso war der „Plutos", eine soziale Burleske vom blinden und sehend gewordenen Gott des Reichtums, trotz seines schwachen Witzes, trotz des Fehlens der genialen Keckheit, die uns an Aristophanes entzückt, das Lieblingsstück der Byzantiner und der Renaissance. Dagegen sind die Schönheiten der Frösche vielfach noch gar nicht entdeckt. Die schon in dem Thesmophorenfest über Euripides' Dramen mit der ganzen raffinierten Kunst der Parodie ausgegossene Kritik steigert sich hier zu einem Sängerwettstreit in der Unterwelt zwischen dem jüngst verstorbenen Euripides und seinem großen Vorgänger Aischylos. Dieser fast ganz mit literarischer Satire angefüllte zweite Teil des glänzenden Stückes findet sein Gegengewicht in dem rein burlesken ersten Teil, in welchem der Theatergott Dionysos, der den Euripides wieder heraufholen möchte, unter vielen drastischen Abenteuern, wie ein athenischer Bürger, von seinem Sklaven Xanthias begleitet, die Reise zum Hades unternimmt. Der Athener nahm bekanntlich keinen Anstoß daran, wenn die Götter als lustige Personen — wie in den „Vögeln" Herakles und Poseidon — in der tollen Lust des attischen Faschings in die Orchestra mit einzogen. So auch in diesem Stück, in dem der Dichter ernste und heitere Töne noch einmal zu einem harmonischen Ganzen erklingen läßt, das ewig klassisch bleiben wird, so lange es Menschen gibt, die Griechisch verstehen. Aber an diesem Stück zeigt sich auch ganz besonders, welchen Schwierigkeiten die Uebersetzung des Aristophanes überhaupt unterworfen ist. Wenn schon der mit guten Kenntnissen ausgerüstete Philologe vielen Stellen der Aristophanischen Dramen, die auf hunderte uns ungenügend bekannte Persönlichkeiten oder Vorgänge anspielen, ratlos gegenübersteht, wie viel mehr wird der des Griechischen kundige Laie vermissen, und wie schwer wird es vollends für den des Griechischen Unkundigen sein, aus der Uebersetzung sich eine Vorstellung von der Farbenpracht und Anmut des Originals zu machen. Hier erhebt sich die Frage,

*) D. h. die Vögel.

ob zur Herausarbeitung der aristophanischen Eigenart nicht stärkere Mittel anzuwenden sind, als es Seeger getan hat. Ich halte es zwar für völlig verfehlt, etwa die feinen Konversationsstücke des Terenz oder gar die des Menandros in gereimten deutschen Knittelversen wiedergeben zu wollen, aber bei Aristophanes scheint mir namentlich für Chorpartieen (besonders da, wo die Tragödie parodiert wird), aber auch im Dialog der Reim zur Belebung der Uebersetzung ein geeignetes Mittel. Ich möchte das zum Schluß an einigen Proben aus den „Fröschen" zeigen, indem ich neben Seegers Uebersetzung meine eigenen Versuche in Reimen stelle:

Dionysos und sein getreuer Diener Xanthias befinden sich auf der Reise zur Unterwelt. Sie spielen hier etwa die Rollen des Don Quixote und seines getreuen Sancho, wenn auch äußerlich die traurige Gestalt des Dionysos mehr von der Figur des Falstaff hat. Der vorgeschriebene Weg führt die beiden Reisenden über den Hadessee, wo Charon mit seinem Kahn zur Ueberfahrt benutzt wird. Den Ruf des höllischen Fergen übersetzt Seeger:

Wer will zur Ruhe nach des Lebens Mühen,
Zum Lethe, ins Schlaraffenland, zum Geier,
Zum Tainaron, ins Land der Kerberer?
Dion.: Ich! Char.: Schnell herein. Dion.: Wo fahren wir denn hin?
Zum Geier wirklich? Char.: Ja, weil du es bist.

Hier schlage ich vor:

Abfahren nach Vergessentien, zur Gnadenwiese,
Nach Teufelsbrühl und zum Paradiese,
Nach Henkenhagen, zum Rabenstein,
Wer noch mit will, der steige ein.
Dionysos: Am Rabenstein wollt ihr anlegen?
Charon: Und das wahrhaftig Euretwegen.

Dionysos muß nun zum Gaudium der Athener selbst die Ruder in die Hand nehmen und rudern. Der Dickwanst macht eine so lächerliche Figur, daß es für das marinefreudige Volk der Athener ein großes Gaudium gibt, ihn rudern zu sehen. Der Dichter benutzt das, um nach alter Sitte einen — hier ausnahmsweise hinter der Szene singenden — Chor einzuführen. Er läßt die Frösche im Unterweltssee den rudernden Weinschlauch verhöhnen. Es folgt hier das in der Weltliteratur unsterbliche Froschlied:

Brekekex, koax, koax
Brüder in Sumpf und Bach,
Laßt uns im Flötenton
Feierlich unser Lied
Anstimmen, süß melodisch
koax koax,
Das wir von jeher dem Sohne des Zeus,
Dem nysischen Bakchos aus Sümpfen laut
Zugejubelt, wenn trunkenen Zugs
Am heiligen Topffest alles Volk
Wallfahrte zu unserm Gefilde.

Soweit Seeger.

Hier übersetze ich, wie ich glaube, den zwischen tragischer Parodie und aristophanischer Eigenart die Mitte haltenden Text mehr entsprechend:

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Kinder der Feuchte all,
Stimmt an zum Flötenschall,
Tönet den Sang mit mir,
den wir im Sumpfquartier
Zeus holdem Jungen
Nysos-Dionysos
Jauchzend oft gesungen.
Wenn die Städter männiglich
feiernd Allerseelen*)
Katerfroh in Schwärmen sich
nahten unsern Kehlen.

Die Parabase (d. h. ein die Zuschauer haranguierendes in jeder Komödie ständiges Intermedium) wendet sich in den Fröschen gegen den damals allmächtigen Kleophon, und hier weicht ebenfalls meine Auffassung einer sachgemäßen Uebertragung stark von Seeger ab. Zunächst Seeger:

*) An die lustige Feier der Anthesterien schloß sich als dritter Tag ein „Chytroi" genanntes Fest für die abgeschiedenen Seelen.

Schweb ob den heiligen Chören, o Muse, leih
Meinen begeisterten Liedern ein gnädig Ohr,
Komm und beschaue des Volkes Gedränge, wo
Kenner und Richter die Unzahl sitzen,
Eingebildeter noch als Kleophon,
Dem auf geschwätziger Lippe
Widerlich zwitschert und schnarrt
Eine thrakische Schwalbe
Auf barbarischem Ast sich wiegend.
Weinerlich girrt er der Nachtigall gleich:
Denn verloren ist er
Selbst bei Stimmengleichheit.

Denn auch hier hoffe ich durch Reim und moderne Maße größeres Verständnis des Originals zu erzielen:

Schwebe hernieder zu heiligen Chören, freundliche Muse mein
Will dich erfreun mit der Lust des Gesanges. Tausende harren dein,
Geistvolle Scharen sitzen gedrängt,
Jeder sich weiser als Kleophon denkt,
Ihm auf gespaltener Zunge*)
Schmettert die thrakische Schwalbe
Aus voller Lunge
Und ihr dröhnendes Lied
Ward ihm zum Schall
Trauervoller Nachtigall,
Selbst wenn ihm Gnade für Recht geschieht.

Die „Frösche" gingen in die Orchestra, während die letzte athenische Flotte draußen im Sunde des Hellespont ihrem Schicksal entgegen zog und Lysander mit Flotte und Landheer das Netz um Athen stellte, dessen demütigender Fall unvermeidlich war. Doch die heiligen Festfeiern gingen auch in dieser schweren Zeit weiter; das Volk, nach dem letzten Sieg bei den Arginusen übermütig und sorglos wie immer, wollte die lustigen Komoi nicht missen. Der Staatsschatz war leer, aber auch die Kräfte der reichen Bürger, welche die Chöre stellten, erschöpft. Aristophanes hat diese Schwierigkeit genial überwunden. Er verlegte den Schwerpunkt des Stückes auf den Wettstreit zwischen Euripides und Aischylos. Der kostspieligen Ausstattung des solennen Maskenchores entging er erstens durch den im Anfang eingelegten unsichtbaren Froschchor. Da aber ein in der Orchestra einziehender Chor unvermeidlich war, wählte er für diesen das billigste Kostüm, das zu haben war, das Kostüm der Mysteriengemeinde, welcher rituell der schlechte Straßenanzug für die Pilgerfahrt nach Eleusis vorgeschrieben war. So gestaltet er den Chor zu einer den Athenern, die damals schon zum größten Teil in die Mysterien von Eleusis eingeweiht waren, ganz besonders sympathischen Kundgebung für die durch den Krieg hart bedrohten Mystenzüge. Er läßt die beiden Hadesreisenden — Dionysos und seinen getreuen Xanthias — auf die in der Unterwelt die Mystenfeier fortsetzenden Züge der Schatten stoßen. Die Lieder der feiernden und tanzenden Festgemeinde sind in zarten einfachen Volksweisen wiedergegeben, die wie wohl nirgends sonst bei ihm fast ganz ernste Töne anschlagen, aus denen nur gelegentlich der kecke Humor durchbricht. Der Chor ruft im Verlaufe der heiligen Wallfahrt den Mysteriengott Jakchos selbst zum nächtlichen Tanz auf die Festwiese:

Aufflammen laß die blitzenden
Fackeln! Ja du kommst, o Jakchos,
Und schwingst sie in Händen,
Beim nächtlichen Fest der Morgenstern!
Von Lichtern funkelt der Anger,
Greisen selbst regt sich das Knie,
Und sie schütteln der Sorgen
Und der bleichenden Jahre Last
Vom Haupte verjüngt
Durch die heilige Festlust!
Aber du, o Seliger,
leuchte voran mit der Fackel
Glänzendem Leitstern
Zum blumigen betauten Gefild
Dem schwebenden Jünglingsreigen!

So bei Seeger. Auch hier würde ich für den im Original beabsichtigten Volkston durchaus eine gereimte Uebersetzung vorziehen, die der von Aristophanes verwendeten Taktgattung der volkstümlichen Joniker mehr gerecht wird:

*) Wegen seiner thrakischen Abkunft wird ihm ein Zungenfehler angedichtet. Das Schwalbengezwitscher klang dem Athener barbarisch.

Entzünde die Fackel mit wirbelnder Hand,
Entfache sie tanzend zu loderndem Brand!
Du nächtlicher Feier hellglänzender Stern,
Erleuchte die Aue, wir folgen dir gern!
Schon zuckt es den Greisen durch Glieder und Mark,
Vergessen sind Sorgen, der Schwache wird stark.
Die zeitliche Bürde der Jahre entweicht,
Die himmlische Feier macht frei uns und leicht.
Zur blumigen Wiese, auf, leuchte uns vor,
Der göttliche Jüngling dem rüstigen Chor.

Das an das Tanzlied anschließende Wallfahrtslied malt den Zug der mystischen Gemeinde von Athen auf der staubigen Straße nach Eleusis zum Heiligtum der Demeter. Hieraus lautet die zweite Strophe in meiner Uebersetzung:

Chor der Jungen: Hebt an den Fuß,
Mit frommem Gruß
Singen und spielen wir,
Rettende Göttin, dir.
Du schirmst mit starker Hand
Dem Thorykion*)
Zu Trotz und Hohn
Jahraus jahrein das Vaterland

Dagegen Seeger viel zu kurz:

Wohlan denn, erhebet der Göttin,
Der rettenden, heiligen Festgesang,
Die allweg Gedeihen der Stadt verheißt
Und wollt auch Thorykion es hindern.

Wie weit der „ungezogene Liebling der Grazien", wenn ihn die eigene Begeisterung fortriß, gelegentlich über politische Satire und burleske phantastische Komik hinausgriff, lehren auch die Schlußverse des abziehenden Mystenchores, der dann den folgenden ausgelassenen Szenen der beiden Pulcinellen Dionysos und Xanthias wieder das Feld räumt:

Auf, laßt zum Rosengrund
Fröhlich uns wallen
Und durch die Blumenau
Lieder erschallen!
Gnädig sind Schicksalsfraun
Unseren Reihen,
Heiterer Sonnenglanz
Lohnet die Weihen.
Dem nur strahlt helles Licht,
Wer Tugend übte
Und wer dort droben stets
Den Nächsten liebte.

Weiche Töne der Versöhnung klingen hier aus den Liedern der Mysten an das Ohr des athenischen Volkes, das vor wenigen Monaten, von gewissenlosen Hetzern zu blinder Leidenschaft aufgestachelt, sechs Strategen der Arginusenschlacht hatte hinrichten lassen. Aber es war zu spät. Zum letzten Mal hat sich Aristophanes in diesem Jahre (405) zum Organ einer die Parteien versöhnenden Politik innerhalb der durch die Ereignisse der Reaktion von 411/10 aufs äußerste gegen einander erbitterten Bürgerschaft gemacht. Die Katastrophe des folgenden Jahres knickte nicht nur die Kraft seines dichterischen Schaffens, sondern löschte überhaupt die Kraft der alten politischen Komödie aus. Die Weltgeschichte aber hat nie wieder eine politische Komödie von dieser Bedeutung gesehen. Wenn wirklich die Zeit nahe sein sollte, wo für weitere Kreise unserer Gebildeten die Kenntnis der griechischen Sprache abgeschafft wird, so werden die Philologen sich beeilen müssen, um durch weitere dem poetischen Gehalt des Originals immer noch näher kommende Uebersetzungen des unsterblichen und einzigen Vertreters der dramatischen Satire zu verhüten, daß auch diese Quelle unserer Bildung zugeschüttet wird.

Georg Thiele

Kulturchristentum und Missionschristentum

Zehn Thesen. Von einem hessischen Landgeistlichen

1. Nichts spricht so für die Unvergleichlichkeit der christlichen Religion als die Tatsache, daß sie sich allen nachkommenden Entwicklungen wirkungsvoll anzupassen wußte und von vielen der Größten und Tiefsten als das beste Element der jeweiligen Kultur gepriesen wurde.

*) Ein betrügerischer des Landesverrats beschuldigter Bürger.

2. In der gegenwärtig stets zunehmenden Verfeinerung der Geistes- und Gemütskultur verwirklichen sich absichtlich oder unabsichtlich christliche Ideen, die eben gerade in diesen verfeinerten Formen meist nur das Vorrecht der wirklich gebildeten Gesellschaftsschicht bleiben.

3. Diese Verfeinerung des geselligen Lebens macht das Wirken von Person zu Person zu einer der schwierigsten Aufgaben. Jene Bildung ist zumeist sehr unpersönlich. Die christlichen Gedanken beschränken sich vorwiegend auf die individuelle Lebenshaltung. Das Christentum wird zu einer hochentwickelten Individualmoral.

4. Dem gegenüber findet es bei den kleinen Leuten eine ganz andersartige Ausprägung. Hier zünden vor allem die religiösen Gedanken und erleichtern den ohnedies unschweren Zusammenschluß einfacher Naturen. Erlösung von Sünde, Not und Tod stehen hier im Mittelpunkt, während in den Kreisen feiner Bildung Ideen christlicher Ethik empfänglichen Individuen vielfach ein fast noch aristokratischeres Gepräge geben.

5. Beide Typen von Christentum verstehen sich kaum und zeigen ganz verschiedenartige Lebensäußerungen. Die Kategorie des Einzelnen wird eben dadurch fast noch stärker herausgetrieben, während bei den kleinen Leuten das Christentum unwillkürlich eine Missionsmacht wird. Durch die neueste Entwickelung des allgemeinen Geisteslebens, speziell auch durch die Entstehung des Neuprotestantismus ist dieser Gegensatz noch fühlbarer geworden. Hier ein unendlich sensibles Kulturchristentum, dort ein naives, aggressives Missionschristentum.

6. So wird es verständlich, daß die Kreise der Bildung, speziell auch die theologischen Fakultäten den großartigsten Erfolgen der Weltmission der kleinen Leute ziemlich kühl gegenüberstanden und -stehen. Es ist eben die religiöse Welt der kleinen Leute mit ihrem trotz aller Welterfolge engen Gesichtskreis. Da, wo bei ihnen die Fragen aufhören, fangen sie bei den Gebildeten erst an. Was jenen das Ziel des Lebens, ist diesen erst Grundlage des Lebens. So ist die Zurückhaltung verständlich. Wird doch selbst jeder Theologieprofessor, der Missionsinteresse zeigt, gleich für einen Gemeinschaftsmann oder mindestens für einen Pietisten in Anspruch genommen, was nur wenigen Gelehrten liegen dürfte. In theologischen Engen und Einseitigkeiten den Grund jener Zurückhaltung zu suchen, wie es meist geschieht, scheint mir unfruchtbar, und hat jedenfalls nur untergeordnete Bedeutung.

7. Die Größe der Erfolge dieser pietistischen Mission ruhten in erster Linie auf der Macht der Liebe und des Glaubens, die den heidnischen Stämmen entgegentrat. Es war, und zwar um so mehr, je höher jene heidnischen Völker standen, letztlich der Glaube an die Person der Sendboten. Sie waren jenen Heiden an Gottes statt. Um ihrer willen glaubten sie der manchmal nicht ganz einfachen Verkündigung, die aber den Vorzug großer Dringlichkeit hatte (vgl. vor allem die Stellvertretungslehre!). Die Form dieses Glaubens, die zugunsten des Altprotestantismus spricht, ändert an den fundamentalen seelischen Tatsachen nichts. Der persönliche Eindruck von jenen Helden des Glaubens und der Liebe schuf in ihnen eine starke Heilsgewißheit, einen festen Glauben. Was sie anzog und überwand, war die durchaus religiöse Erfahrung der Erlösung aus allerlei Knechtschaft.

8. Diese Betrachtung ist von bedeutender Tragweite für die altchristlichen Kreise, sowohl des Missions- wie des Kulturchristentums. Hier liegt eine der fruchtbarsten Rückwirkungen vom Missionsfeld auf die Heimatgemeinden. Die heimische Verkündigung ist so oft wirkungslos, weil sie nur Verkündigung ist. Die überragende Persönlichkeit fehlt, an die man glauben muß, weil sie lösend und erlösend wirkt. Die Leute glauben an keine Theorie mehr — die Zeiten sind lange dahin —, aber noch beugen sie sich vor einer Persönlichkeit, die nicht drückt, sondern gibt, weil sie nicht anders kann. Nur, wo solche Persönlichkeiten sind, wird auch die christliche Weltanschauung wieder neue Festigkeit gewinnen.

9. Gleichzeitig wird deutlich, daß es sich im Christentum zunächst und zumeist um eine religiöse Erfahrung handelt. Die Moral wird der Mensch leicht leid; denn sie macht unfrei. Sie ist tatsächlich zumeist ein Reflexions-, d. h. ein Kulturprodukt. Nur religiöse Erfahrungen, bei denen die Fesseln wie von selber fallen, können den Menschen weiter helfen. Wo der Mensch solch lösende Persönlichkeiten erlebt, wird ihm der Glaube an einen erlösenden Gott zur Selbstverständlichkeit. Denn Niemand hat, was ihm nicht gegeben wurde. Und nur, wo ein Mensch empfängt, kann er auch streben.

10. Solche Persönlichkeiten in den Reihen des Kultur- und des Missionschristentums schlagen auch eine Brücke zwischen den so verschiedenartigen Bruderherzen. Dort wird die eherne Wand, die Jedes um sich aufgerichtet, und hier aller kleinliche Richtgeist beseitigt. Es ist ein ungesunder Zustand, wenn sich Abkömmlinge desselben Ahns kaum noch kennen und schließlich in ihrer engen Weite oder in ihrer weiten Enge verkümmern. Beide könnten viel voneinander haben und voneinander lernen und unnötige Spitzen der ja unmöglich zu beseitigenden verschiedenartigen Ausprägungen vermeiden. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion und damit eine Missionsreligion, aber es ist auch die am höchsten stehende ethische Religion. Eine gesunde Ausprägung muß beide Brennpunkte deutlich aufweisen.

Karl Veller

Wo muß der soziale Wille einsetzen?

Was der Herausgeber in den Kleinen Mitteilungen der Nr. 12 über den Bergarbeiterstreik gesagt hat, mußte ich immer wieder durchlesen und überlegen, es gab mir viel zu denken. Es fehlte etwas in jener Notiz, was war es nur? Jetzt meine ich es erkannt zu haben: aus den Worten sprach zwar der sittliche Ernst, der mit ruhigem Wort auf Schäden hinweist und zu ihrer Beseitigung aufruft, aber es fehlte die volkswirtschaftliche Ueberlegung, die ergänzend, klärend hinzutreten mußte, sollte wirklich der Weg zum Fortschritt gezeigt werden.

Ich fragte mich: Liegt wirklich auf Seiten der Arbeitgeber, der Regierung, der Scharfmacher allein die Schuld, auf Seiten der Arbeiter allein das Recht? Gewiß wird unsere Sympathie und unsere Hülfe immer zuerst mit den wirtschaftlich Schwächeren sein, wir werden ihnen bessere Lebenshaltung und besseren Lohn zu erkämpfen suchen. Nur fragt es sich eben, wie das geschehen muß, wie mit Gerechtigkeit nach allen Seiten. Und da scheint mir das Problem viel tiefer zu liegen, als man es gewöhnlich anpackt, viel mehr mit den Grundgesetzen der Volkswirtschaft verknüpft. Auf zwei wichtige, grundlegende Punkte will ich in diesem Zusammenhang hinweisen.

Das Eine, was geklärt werden muß, ist der volkswirtschaftliche Prozeß als solcher, als Grundlage aller sozialen Gestaltung. Drei Faktoren sind bestimmend für alle produktive Tätigkeit: Grund und Boden, Arbeit, Kapital. Grund und Boden verstanden als „die ganze sichtbare Schöpfung mit Ausnahme des Menschen selbst“; Arbeit als die Summe aller produktiven, geistigen und körperlichen, Tätigkeit; Kapital als „werbendes Gut“, als der Teil menschlicher Arbeit gefaßt, der aufgespeichert wird, um neue Arbeitsgelegenheit zu erschließen. (Werkzeuge, Vorräte, Maschinen usw.)

Dieser Dreiteilung entspricht die dreifache Teilung des Ertrags menschlicher Tätigkeit. Grund und Boden trägt Grundrente, Arbeit erhält ihren Lohn, Kapital bringt Zins. Darauf nun kommt es in dem volkswirtschaftlichen Prozeß an, wie jener Ertrag menschlicher Arbeitsleistung zwischen den drei Größen: Grundrente, Lohn, Zins verteilt ist, ob gerecht — und dann ist die wirtschaftliche Grundlage eines Volkes gesund und tragkräftig — oder ungerecht, d. h. jener volkswirtschaftlichen Erkenntnis des Produktionsprozesses nicht entsprechend — dann steht es schlimm um jene Grundlage. Es muß also erstrebt werden, daß dem, der arbeitet, der volle Lohn seiner Arbeit unverkürzt zukomme, — was heute nicht der Fall ist; es soll dem Kapital sein Zins werden, für Abnutzung, für Risiko 2c. Es soll dem Grund und Boden — ja wer ist sein Herr und Besitzer von Rechts wegen? Soll die Grundrente, die allein durch die Gesamtarbeitsleistung eines Volkes geschaffen wird, nicht auch diesem und ihm allein zugute kommen? Gewiß, das entspräche der volkswirtschaftlichen Logik. Also: die Grundrente der Allgemeinheit, dem ganzen Volk. Das ist aber heute nicht der Fall, sondern die Grundrente, die von dem ganzen Volk als solchem erarbeitet wird, fließt in die Taschen einiger Weniger, die zufällig im Besitz des Grundes und Bodens sind. Auf Kosten der Allgemeinheit werden sie reich. So arbeiten Tausende, Millionen Deutscher jahraus jahrein unermüdlich, rastlos, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, mit Mühe und Not ihr Leben fristend und ihre Familie ernährend. Und wundern sich, wo denn der Ertrag all ihres Fleißes, all ihrer Arbeit bleibt, und werden verbittert und fluchen ihrem Volk und hassen ihre Arbeitgeber, die sie vermeintlich um den Ertrag ihrer Arbeit bringen. Und wo bleibt all jene Energie, wo der Ertrag jener Summe von Arbeit? Er kommt zum Ausdruck in der Grundrente, in dem steten Steigen der Bodenpreise und, damit eng zusammenhängend, der Wohnungspreise. Was hilft nun alle Lohnsteigerung? Was helfen alle Streiks und Lohnkämpfe? Sie säen nur Mißtrauen und Haß zwischen Menschen, die als Einzelne keine Schuld an den Verhältnissen tragen. Sie bringen vielleicht eine Erhöhung des Lohnes zustande; aber wem kommt sie zugute? Dem Arbeiter? Gewiß nicht; wenn er mit dem höheren Lohn nach Hause kommt, erwartet ihn schon die Mietsteigerung, die gerade das, was er mehr bekommen hat, aufzehrt, so bleibt nichts für eine bessere Lebenshaltung für ihn und seine Familie. Dem Arbeitgeber? Für ihn bedeutet die Lohnerhöhung eine neue, gewaltige Last zu den alten, großen Lasten und auch für ihn gibt es einmal ein Ende der Tragfähigkeit. Bleibt also als tertius gaudens der Besitzer des Grundes und Bodens, der schmunzelnd von der Steigerung der Grundrente Kenntnis nimmt, die ihm ein ganzes Volk erarbeitet.

Das also ist der erste Schritt zur Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse, daß man im volkswirtschaftlichen Prozeß das rechte Gleichgewicht herstelle. m. a. W. daß man der Allgemeinheit wieder das zuführe, was ihr gehört, weil sie allein es erarbeitet: die Grundrente. Und da das nicht von heute auf morgen geht, sondern erst durch allmähliche Umgestaltung unseres jetzigen, im tiefsten Grunde römischen Rechts in ein neues deutsches, wahrhaft soziales Recht (römisch: das Ich, deutsch: das Volk), so ist der Anfang mit solcher Umgestaltungsarbeit, mit allmählicher Gewinnung der Grundrente für die Allgemeinheit notwendig. (Ein schwacher, aber prinzipiell erfreulicher Anfang ist mit dem Gesetz einer Reichswertzuwachssteuer gemacht worden.) Hier liegt wirklich der Grund zu allem Elend und aller Not unseres Volkes in sozialer wie wirtschaftlicher Beziehung. Eine Lohnerhöhung hat erst dann einen Sinn, wenn sie wirklich dem zukommt, für den sie gemeint ist, und nicht der Erhöhung des Reichtums einzelner Grundrentner dient, wie das heute ist. Und ein Lohnkampf hat erst dann einen Zweck, wenn er wirklich zu besserer Lebenshaltung der Bevölkerung hilft, aber nicht der Steigerung der Mietpreise, weil der Bodenpreise dient, wie es heute der Fall ist. Das ist also die erste und heiligste Pflicht eines jeden, der seinem Volk in jeder Beziehung weiter helfen will, daß er mit seiner ganzen Kraft eintrete und arbeite für die Schaffung eines wahrhaft sozialen Rechts; daß er Aufklärung verbreite über die Grundgesetze des volkswirtschaftlichen Prozesses und damit dazu helfe, daß man allmählich den Kampf an der rechten Stelle beginne und nicht an einem aussichtslosen Punkt. Das bedeutet aber schließlich: Wiedergewinnung der Grundrente für unser Volk als Ganzes.

Warum so und nicht anders? Weil eine volkswirtschaftliche und d. h. immer eine volksfreundliche, das allgemeine Beste fördernde Ueberlegung den eigentümlichen, einzigartigen Wert des Bodens verstehen und würdigen lehrt. Alle Menschen sind auf ihn angewiesen als auf die Grundlage ihrer Wohn- und Werkstätte, ohne ihn können sie nicht leben, sie müssen ihn

haben. Aber er läßt sich nicht beliebig vermehren, wenn auch die Nachfrage nach ihm noch so groß ist; er ist ein Naturgut, keine Ware. Eine Ware wird entsprechend mehr produziert, wenn sich eine große Nachfrage nach ihr ergibt. Hier regelt sich das Angebot nach der Nachfrage. Nach dem Boden ist die Nachfrage immer groß — wir sahen ja, warum —, aber wenn sie noch so groß ist, er läßt sich nicht beliebig vermehren, produzieren. Die gesteigerte Nachfrage kommt allein in der Steigerung der Bodenpreise zum Ausdruck.

Diesem seinem besonderen Charakter — Monopolcharakter kann man sagen — müßte eine besondere, diesem gerechte Rechtsgestaltung entsprechen. D. h. der Boden oder, was dasselbe bedeutet, die Grundrente dürfte nicht, wie es jetzt, nach römischrechtlichen Begriffen, der Fall ist, den zufälligen Eigentümern gehören, sondern, wie nach altem deutschen Rechtsempfinden, der Allgemeinheit, dem Volk. Tatsächlich aber wird der Boden als Ware behandelt und damit jeder volkswirtschaftlichen Erkenntnis Hohn gesprochen. So sehen wir tatsächlich, wie uns erst eine volkswirtschaftliche Erkenntnis den Weg aus der sozialen Not der Gegenwart zeigen kann, den guten, sittlichen Willen selbstverständlich vorausgesetzt.

Und das ist das Andere, worauf hier hingewiesen werden soll. Wir sprachen oben von dem Faktor des wirtschaftlichen Lebens: Grund und Boden; wir faßten ihn in dem weiteren Sinn: Naturgut, sichtbare Schöpfung mit Ausnahme des Menschen. Wir sahen, daß Grund und Boden (also auch: Wasserkraft, Kohle, Kali 2c.) seinem volkswirtschaftlichen, seinem Monopolcharakter (keine Ware, sondern Etwas, was da ist oder nicht) entsprechend der Aufsicht der Allgemeinheit unterstellt sein muß, damit sie seinen Gebrauch (für Alle) sichere, aber seinen Mißbrauch (durch Einzelne) verhüte. Heute nun ist das nicht der Fall; vielmehr ist z. B. das Kohlenmonopol — wir gingen ja von dem Bergarbeiterstreik aus — in den Händen einiger Weniger, die es — das Kohlensyndikat — natürlich zu ihrem Vorteil, aber zum Nachteil der Allgemeinheit ausnutzen. Den letzten Rest eines Versuchs, dem ganzem Volk wenigstens einen kleinen Teil dessen, was ihm eigentlich gehören sollte, zurückzugewinnen, hat man im Jahre 1895 beseitigt, indem man die Bergwerkssteuer, da sie „unzeitgemäß geworden" sei, aufhob.

Nun hat es meines Erachtens gar keinen Wert, auf die Kohlenbarone zu schelten und ihnen Ausbeutung usw. vorzuwerfen; im wirtschaftlichen Leben sieht eben Jeder zunächst — und mit Recht — auf sein Weiterkommen und seinen Vorteil und geht ihm nach, soweit es ihm Gesetz und Recht gestatten. Daß er sich freiwillig irgendeines Rechtes oder Vorteils entäußere, weil er sieht, daß er Andere dadurch schädigt, kann man nicht von ihm verlangen. Er kommt höchstens wirtschaftlich zurück und nützt doch Niemandem etwas, da die Konkurrenten es nicht ebenso machen, wie er, sondern ihn nur auslachen. Hier muß eben die Allgemeinheit eingreifen und selbst ihr Recht und das gesunde Weiterkommen aller ihrer Glieder wahren. Mit andern Worten, sie muß ein soziales Recht schaffen anstatt des bisherigen individualen. Sie muß es dadurch Allen unmöglich machen, Mißbrauch mit Naturgütern zu treiben zum Schaden des Volkes. Um das noch an einem andern Beispiel klar zu machen. Ein Bauunternehmer hat ein Grundstück und beabsichtigt, darauf ein Haus zu bauen. Nach der Bauordnung der Gemeinde ist es ihm gestattet, ein fünfstöckiges Vorderhaus und zwei ebensolche Hinterhäuser auf dem Grundstück zu errichten. Er sagt sich vielleicht selbst, daß das Wohnen in Hinterhäusern ungesund und schädlich sei, daß die Mietskasernen unserer Großstädte das Grab unserer Volksgesundheit bedeuten. Aber was nützte all sein Edelmut, wenn er sich daraufhin entschlösse, nur ein Haus mit einem oder zwei Stockwerken ohne Hinterhäuser zu erbauen? Er hätte einen großen Ausfall an Geld, einen Ausfall der Mieten, die er in den mehrstöckigen Häusern und Hinterhäusern erheben könnte, und die Andern, die nicht so volksfreundlich sind — und wer ist für Andere auf seine Kosten volksfreundlich? —, würden ruhig mit dem Bau der Mietskasernen und Hinterhäuser fortfahren, und so hätte die Masse des Volkes doch nicht den Vorzug besserer Wohnungsmöglichkeit, nur er selbst hätte einen Zinsausfall. Das Richtige, d. h. das volkswirtschaftlich und damit auch sittlich Richtige dagegen ist es, wenn man von der Allgemeinschädlichkeit solcher Bauweise überzeugt ist, daß man Recht schafft, d. h. daß man die städtische Bauordnung sozial gestaltet, eine bestimmte gesundheitlich und sittlich einwandsfreie Bauweise vorschreibt und Mietskasernen und Hinterhäuser verbietet. Jetzt kann Niemand mehr volksschädlich bauen, jetzt kann der edel Gesinnte ohne Schaden für seine Existenz seine Pläne in die Tat umsetzen.

Gefühl für Andere, volksfreundliches Gefühl in allen Ehren, nur muß dazu als die Hauptsache die klare Erkenntnis kommen, wie wirklich von Grund aus, nicht nur hie und da zu helfen sei. Das heißt aber stets: Arbeit auf Grund volkswirtschaftlicher Erkenntnis und sittlichen Ernstes für soziales Recht; nicht Wohltätigkeit, nicht Einzelversuche und Einzelvorgehen, sondern rechtliche, d. h. für Alle geltende Gestaltung des Volkslebens in sozialem Sinn.

Um wieder auf unseren besonderen Fall zurückzukommen, das muß die erste und notwendigste Arbeit Aller sein, die unserem Volke, die bestimmten Kreisen, etwa den Bergarbeitern, vorwärts helfen wollen: Zurückgewinnung der Grundrente, Wiedereroberung der Naturschätze für unser Volk, weil damit erst die Grundlage und Voraussetzung alles volkswirtschaftlichen Fortschritts, also auch des Erfolgs einer Lohnbewegung geschaffen wird. Das heißt für unseren Fall: Eintreten für Staatsaufsicht und Staatsbeteiligung über und an den Kohlenbergwerken. Es ist wohl Manchem bekannt, daß nach früheren Versuchen auch im jetzigen Augenblick wieder der Versuch dazu gemacht wird, freilich bisher mit dem einzigen Erfolg, daß die Kohlenpreise — nach Vereinbarung des Kohlensyndikats mit dem preußischen Handelsminister! — vor allem gleich heraufgesetzt worden sind, zum fühlbaren Schaden unserer Industrie und damit schließlich unseres ganzen Volkes. Auch hier ist schließlich nur damit geholfen, daß man dem Mutungsrecht eine Mutungspflicht an die Seite stellt, anstelle der heutigen Willkür in der Kohlenförderung oder Nichtförderung (und damit der Preissteigerung); daß man der Allgemeinheit das Aufsichts- und allmählich das Teilhaber- und Eigentümer-Recht erobert. Das ist ein langer und weiter Weg, aber der Weg, der allein zum Ziel führt, zur Gesundung unserer volkswirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Denn das freilich muß sich Jeder sagen, der für Andere, für sein Volk und Vaterland arbeitet, daß er Zukunftsarbeit leistet, daß er nicht die Früchte seiner Tätigkeit genießen kann, sondern erst seine Kinder und Kindeskinder. Aber ist das nicht das Ziel aller sozialen Arbeit großen Stils: nicht bloß augenblickliche Linderung einzelner Not, sondern Abstellung der Schäden, Sorge dafür, daß unser Volk in späteren Geschlechtern nicht mehr in solche Not kommt? Ich meine, das allein ist sozial, im besten Sinne fortschrittlich und volksfreundlich gedacht. Wir aber haben noch an den Sünden unserer Väter zu tragen; so wollen wir zusehen, daß es unseren Kindern nicht ebenso mit uns ergehe.

* * *

Warum ich all das geschrieben habe und warum gerade hier? Nun zunächst, weil die Bemerkung des Herausgebers mich zu diesen Gedanken veranlaßte. Dann aber, weil ich meine, wir Christen sollen solche Anläße, wie den Bergarbeiterstreik, mit seinen niederdrückenden Gefühlen und peinlichen Vorgängen, immer wieder zum Anlaß nehmen, tiefer über die sozialen Zusammenhänge nachzudenken, den Ursachen sozialer Schäden wirklich bis auf den Grund nachzugehen, wirklich den Weg zum Ziel: heraus aus der sozialen Not, hinein in sozialen Fortschritt zu suchen und mit Andern zu überlegen. Vielleicht bin ich dabei weit von den ursprünglichen Gedanken des Herausgebers abgekommen, vielleicht auch seiner Absicht nicht durchaus gerecht geworden, wenn nur Mancher nachdenklich geworden und auf Fragestellungen und Lösungsversuche aufmerksam geworden ist, die auch in diesem Kreis nicht immer mit der notwendigen Klarheit bekannt und erkannt sind. Und doch ist hier sittlicher Ernst, doch hier ernstes Wollen. So möge dazu die rechte Erkenntnis des Weges kommen. Sie zu gewinnen, das scheint mir rechte Christenpflicht zu sein; Jesus wenigstens mutet sie jedem Menschen zu, er fordert rechte Ge-

finnung und rechte Liebe von uns, ich meine, das bedeutet für uns heute: klare Erkenntnis und soziale Tat. Nicht Almosen, nicht Worte, nicht Gefühle, sondern soziales Recht, Gerechtigkeit, Gemeinsinn.

Ich darf zum Schluß hinzufügen, daß ich all das nicht selber erdacht, sondern daß ich es bei Menschen gelernt habe, die sich Bodenreformer nennen. Ihr Ziel ist: nicht Revolution und Kommunismus, nicht Reaktion und Mammonismus, sondern Reform, soziale Reform. Wir Christen haben die Pflicht, uns damit bekannt zu machen und uns so oder so damit auseinanderzusetzen.*) Für mich und manchen Andern bedeutete diese Auseinandersetzung Mitarbeit.

Wilhelm Fresenius

Stimmen der Väter

Karl Friedrich August Kahnis 1814—1888

seit 1850 Professor der Kirchengeschichte in Leipzig, ein guter Lutheraner, schrieb 1862, vor fünfzig Jahren, im „Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Dr. Hengstenberg“:

Es gibt eine Orthodoxie, von der man sagen kann, daß sie dem Herrn ein Greuel ist. Das sind die Orthodoxen, die gar nicht existieren können, ohne Andere zu zerstören, gleich dem Feuer, das nur ist, indem es frißt . . . Das ist das Gefährliche an einer gewissen Orthodoxie, daß sie fortwährend Lust hat sich zu ärgern. Und was sollen diese Orthodoxen im Himmel, wo es doch keine Häretiker gibt. S. 66

* * *

Wahrlich der Untergang von einer ganzen Anzahl von Kirchenzeitungen und theologischen Blättern würde für die Kirche Christi nur ein Gewinn sein . . . Wer dies Treiben kennt, der denkt wie Bengel, welcher einmal sagt, daß in den Teichen nicht die Frösche, welche unaufhörlich schreien, sondern die stillen Fische die Hauptsache sind. S. 111

* * *

In einer Dogmatik ist nicht, was das Volk tragen kann, sondern was wahr ist, der Punkt, um den es sich handelt. Ist ein Punkt theologisch richtig, so ist er zwar deshalb nicht fürs Volk, kann aber sicher dem Reiche Gottes nicht schaden, weil es ein Reich der Wahrheit ist . . . Wenn Pastor Münkel die Höhen nicht vertragen kann, wo Lawinen und Felsblöcke fallen, so bleibe er doch in der Lüneburger Heide bei den Heidschnucken, pflege Bienen und ziehe Spargel . . . Noch hat im deutschen Lande das Schwert des Geistes Schnitt und Klang! S. 118 f.

* * *

Ich habe auf der erwähnten Berliner Herbstkonferenz von 1861 zuletzt die Pastoren gebeten, doch die theologische Wissenschaft nicht für einen Pudel zu halten, der apportiere, was fertige Pastoren ihm vorwerfen. S. 133**)

Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet

geboren 20. 4. 1812 gestorben 21. 2. 1843

Gottes Persönlichkeit

„Die Atheisten und Gottlosen unsrer Zeit.“ S. 191 ff. der zweiten Auflage

Euer ganzes Mißverständnis beruht darauf, daß ihr, obgleich allerlei Redensarten vorschützend, durchaus nicht fähig seid, Gott anders aufzufassen als sinnlich und räumlich, da er als Geist doch nur geistig aufgefaßt werden kann und darf. Deshalb redet ihr soviel von der Persönlichkeit Gottes, von einem persönlichen Gotte, und verhöhnt die Toren und Armseligen, die bloß einen Gott des Gedankens erkennen. Richtig verstanden hat der Ausdruck Persönlichkeit seine volle Wahrheit. Wenn man nämlich darunter das unendliche und ewige von sich selbst Wissen und sich selbst Wissen versteht, so ist nichts persönlicher als Gott, der ja eben als unendlicher Geist garnichts Andres ist als dies sich selber Wissen.

Von einer anderen Persönlichkeit aber kann für Gott garnicht die Rede sein, so daß er eine bestimmte Person, wie etwa auch andre Leute z. B. ein Referendarius oder Husarenleutnant, wäre, nur eine viel mächtigere, erhabenere. Denn eine solche Person ist ja weiter nichts als ein so oder so gebildetes, bedingtes und begrenztes, allenfalls auch so und so gekleidetes einzelnes Individuum, neben und außer andern Individuen. Grade eine solche Person und Persönlichkeit aber habt ihr stets vor Augen, wenn ihr von der Persönlichkeit Gottes redet, oder, um es grade heraus zu sagen: ihr stellt euch Gott insgeheim vor als einen alten Mann, den Herrn des Himmels und der Erden. Allenfalls nennt ihr diesen Mann einen sogenannten Geist, worunter ihr aber wieder weiter nichts versteht als einen Mann mit höheren Kräften ausgestattet, allenfalls mit einer idealen Draperie. Ein solcher Mann nun könnte freilich ein Schloß bewohnen, in dem er irgend eine entlegene Polterkammer eingerichtet hätte, die er, obgleich sie ihm gehörte, niemals selber bewohnte oder beträte, und diese Polterkammer könnte er dann Raum und Zeit oder auch Welt nennen. Ein solcher Mann aber, oder auch ein solcher Geist, der wieder andere Männer oder Geister hat neben oder unter sich, ist gar kein Gott, sondern als eine sinnliche Ausgeburt der Phantasie, der man dann ganz willkürlich göttliche Macht beilegt, höchstens ein Götze.

Gott ist weder ein Mann noch auch irgend ein einzelner, bestimmter Geist, sondern Gott ist Geist überhaupt, das heißt: unendlicher Geist; wodurch alle Absonderung von andern Geistern gänzlich ausgeschlossen wird.

Als unendlicher Geist weiß er sich allerdings selbst, aber er weiß sich nicht in diesem oder jenem bestimmten Raum- oder Zeitpunkte oder als dieser oder jener Besondere, sondern er weiß sich schlechthin, das heißt: überall und immer. Und so weiß er sich auch in Raum und Zeit, so weiß er sich in jedem Sandkorn, so weiß er sich vor allem im Menschengeiste. Und so wird er durch die Gedanken und Taten der Menschen und schaut sich in ihnen als einen Werdenden an.

Reich Gottes

Aus dem „Laien-Evangelium“. Meyers Volksbücher Nr. 487—490 S. 116 f.

Kleinmütig seufzt ihr: „Besser wird es dort!“
Den Blick betränt zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht sich fort und fort,
Im Weltall gibts kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniedersahn,
Rollen am Tag tief unter euren Füßen.
Versuchts! durchschifft des Raumes Ozean,
Wo Welten sich vorübersegelnd grüßen:

Ihr schwebt und schwankt umspähend weit und breit,
Kein Festland rings, kein Port dem Kahn dem matten,
Rings in der Wüste der Unendlichkeit
Keiner Oase Quell und Palmenschatten.

Kein Paradieseseiland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirt und Festbereiter,
Preisgebend eurem neugierfrohen Blick
Ein Menschenangesicht ehrwürdig heiter.

Und zögt ihr suchend auch von Stern zu Stern,
Nur wunderlich und fremd wirds euch gemahnen.
Gott und sein Reich sind überall euch fern,
Wo ihr sie mitbringt nicht auf euren Bahnen.

Wagts und seid innerlich von Gott erhellt!
Aufjauchzts wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß sich rings die dämmergraue Welt
In des Gedankens Rosenschimmer tauchen.

Was ihr so fern gesucht, es ist so nah.
Jahrtausende und Meilenmillionen
Schwinden in nichts dahin, denn Gott ist da.
Er sitzt im Geist auf unsichtbaren Thronen.

Gott war dir fern: du sahst im Weltenall
Nur toten Stoffs maschinenhafte Regung.
Gott lebt in dir: im Schwung und Glanz und Schall
Siehst du des Geistes ewge Fortbewegung.

Und lägst du tief in dumpfster Kerkernacht,
Im Kerker kannst du Gottes Reich erbauen.
Ruf ihn! er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst du trüb jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sei dein Hoffen.
Du bist in Gott, du warsts von Anbeginn,
Und hier wie dort steht dir der Himmel offen.

Kindersinn

Ebenda S. 188

So sollt ihr wie die Kinder rastlos werden
In stets sich fortentfaltendem Bewußtsein,
Doch nicht mit tagelöhnernden Gebärden:
Des Geistes Arbeit soll euch freie Lust sein.

*) Vgl. unten die Bücherbesprechungen und die Kleinen Mitteilungen.

**) Auf der Berliner evangelisch-lutherischen August-Konferenz 1910 wurden in der kleinen vorbereitenden Versammlung an die beiden Hauptreferenten, die Professoren Grützmacher (Rostock) und Wilke (Wien), verschiedene Fragen über ihre bevorstehenden Vorträge gestellt, aus Vorsorge, daß nicht etwa etwas gegen das Bekenntnis gesprochen würde! Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung 1910, 874.

Schwer ists, durch eigne Kraft emporzuschießen
Und von der Erde Mark sich stark zu saugen,
Und doch zu Gott in Demut zu erschließen
Lichtreiner Blüten sanfte Kinderaugen.

Schwer ists, des Lebens Schlünde zu durchschreiten
Von Dunst betäubt, umlärmt von Fratzenscharen,
Und doch dem Sternenglanz aus selgen Weiten
Ein reines Herz und offnes Ohr zu wahren.

Schwer ist es, fechtend um sich her zu schauen,
Bereit zu Gegenwehr, zu Hieb und Stoße,
Und doch zu ruhn mit lächelndem Vertrauen
Ein leise schlummernd Kind in Gottes Schoße.

Ihr sollt mit Mannestritt die Welt durchmessen
Und harmlos spielen doch auf Gottes Wiese,
Ihr sollt vom Baum der Selbsterkenntnis essen
Und bleiben in der Unschuld Paradiese.

Ihr sollet Gott durchs Meer des Lebens tragen
Samt seiner Welt von ewigen Gedanken,
Und doch euch nie zu überheben wagen,
Als tätet ihr, was er euch müßte danken . . .

Gotte's Dasein

Ebenda 202.

Gott ist kein Ding, das man dir vor kann zeigen,
Ob er, ein Geist, das Weltall auch durchwallt.
Nur als du selbst in dir wird er dein eigen,
Nicht als ergreifbar fremde Gottgestalt.

Ein starr Gesetz noch, fest nach Zeit und Raume,
Trägt ihn in sich der goldnen Sterne Zier,
Die Pflanze hat ihn in des Wachstums Traume,
Im dumpfen Fühlen seiner selbst das Tier.

Im Menschen aber rafft er sich zusammen
Und wird zum Geiste, der sich selber weiß,
Der die Gebilde all, so ihm entstammen,
Zurückverschlingt in des Bewußtseins Kreis.

Soweit ist jedes Wesen sein teilhaftig,
Als es entwickelnd ihn ihn in sich hegt!
Doch das nur heget ihn in sich wahrhaftig,
Das eigner Wahrheit treu sich ausgeprägt. L B

Verschiedenes

Schleiermacher. Predigten über den christlichen Hausstand. Neu herausgegeben und eingeleitet von D. Johannes Bauer, Professor der Theologie in Heidelberg. Leipzig, Felix Meiner 1910. 222 S. 3 Mk.

Schleiermacher. Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Neu herausgegeben von Otto Braun, Dr. phil. Ebenda 1911. 193 S. 1,40 Mk.

Beides gesondert erschienene Stücke aus der 1911 Nr. 49 warm empfohlenen Ausgabe von Schleiermachers Ausgewählten Werken. Das zweite bietet rein den Text der ersten Ausgabe, sehr korrekt und in sauberstem Druck, Antiqua. (S. 52 muß es heißen: Weben; S. 100 und 137: Pünjer.) Das erste hat die gleichen Vorzüge der Textwiedergaben, dazu in ausführlicher Einleitung und ergiebiger Anmerkung die glücklichste Beigabe für Kenner und Neuling. R

Schleiermacher über Freundschaft, Liebe und Ehe. Eine Auswahl aus Schleiermachers Briefen, Schriften und Reden. Herausgegeben von Pastor A. Saathoff, Göttingen. Halle, Otto Hendel 1911. 270 S. 1, gebunden 1,35 Mk.

Ein überraschender und sehr erfreulicher Zuwachs zur Schleiermacher-Literatur, die erste Sammlung ihrer Art — abgesehen von der unvollständigen Zusammenstellung im Abschnitt „Frauen, Liebe, Ehe" in Mulerts Anthologie, („Harmonie" Jena, Diederichs 1906), mit einer Einführung und Anmerkungen, einer biographischen Skizze und einem Bilde Schleiermachers. Das Buch ist um dieselbe Zeit entstanden wie Rades religionsgeschichtliches Volksbuch „Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben", also nicht angeregt durch dessen Ausführungen über Schleiermacher im letzten Kapitel. Diese brachten insofern ein völlig Neues, als hier zum ersten Mal von theologischer Seite die sexualethischen Anschauungen des Romantikers Schleiermacher voll gewürdigt und verwertet und in einen großen historischen Zusammenhang gestellt wurden. Saathoff stimmt nun völlig mit Rade überein, indem auch er der Meinung ist, daß Schleiermacher für eine moderne Sexualethik der geschichtliche Ausgangspunkt sein könne, da er jedenfalls die Richtlinien für eine ganz neue Anschauung gezogen habe. Es sei zu wünschen, „daß Schleiermachers Anregung weiter wirken und der Kampf unsrer Tage gegen die konventionelle Ehe wie gegen das christliche Ideal der Ehe dazu triebe, daß man sich auf die wahrhaft sittliche Auffassung des Geschlechtslebens und eine tiefe, haltbare Begründung unsrer Ehe besinne." Ebenso teilt Saathoff Rades Ansichten in Bezug auf das seltsame Mißverständnis, daß Schleiermacher von den radikalen Kreisen der neuen Ethik als Gesinnungsgenosse herangezogen worden ist, ein Mißverständnis, das allein durch mangelhafte Kenntnis Schleiermachers — sowohl seines Charakters als seines Lebens — veranlaßt werden konnte. Saathoff kommt wiederholt auf die Radeschen Ausführungen zurück, die noch vor Beendigung seines Buchs erschienen waren, und spricht den Wunsch aus, „daß dieser Skizze bald eine ausführliche Darstellung der Gedanken Schleiermachers über dieses Gebiet folgen möge." Diese in der Tat wünschenswerte Arbeit wird indessen, — soweit das biographische Material in Betracht kommt, und das wird reichlich der Fall sein müssen — erst dann möglich sein, wenn der handschriftliche Nachlaß endlich einmal ganz der Oeffentlichkeit vorliegt. Seither ist er unter Diltheys Einfluß mit einer fast ängstlichen Diskretion verwaltet worden, die gewiß für Dilthey und seine Zeit geboten war, die aber heute nicht mehr verständlich ist. Warum sollte Schleiermachers Leben nicht in allen Einzelheiten Gemeingut werden, wie das andrer großer Männer seiner Zeit? Es wäre auch durchaus in seinem eignem Sinn, da er, wie wir aus zahlreichen Aeußerungen wissen, den Wunsch gehegt und großen Wert darauf gelegt hat, durch eine möglichst reine und vollständige Selbstdarstellung auf Andere zu wirken. Möge das Saathoffsche Buch dazu beitragen das christliche Interesse an dieser Selbstdarstellung lebendig zu erhalten und zu fördern! — Ganz besonders sei das Buch noch der gebildeten, modernen christlichen Frau empfohlen, der gemeinhin Schleiermacher noch wenig vertraut ist. Es ist ein unschätzbarer Gewinn für sie, bei diesem Frauenkenner edelster Art in die Schule zu gehen, der den meisten modernen Problemen gerecht wird und sie obendrein mit altmodischer Zartheit und Tiefe behandelt. Sie wird für alle Lebenslagen aus dieser Schule Gewinn ziehen und bald den Beruf in sich fühlen, Schleiermachers Lebensarbeit an der Frau und für die Frau fortzusetzen. Er hat es wahrlich um sie verdient, und sie wird auch gut daran tun in ganz eigennützigem Interesse.

Emma von Blumenstein

Die Bodenreform. Von Adolf Damaschke. Jena, Gustav Fischer 1911. Fünfte Auflage. 360 S. 2,50, gebunden 3 Mk.

Volkstümliche Redekunst. Von demselben. Ebenda 1911. 96 S. 1 Mk.

Kirche und Bodenreform. Eine Predigt von Pfarrer Ed. Dannenberger; **Innere Mission und Bodenreformarbeit.** Von Pfarrer Christoph Möbus. Berlin, Buchhandlung „Bodenreform" 1911. 22 S. 50 Pfg.

Bodenreform und Christentum. Von Pfarrer Th. Kappus. Ebenda 1911. 15 S. 30 Pfg.

Damaschkes Bodenreform ist wie kein anderes Buch geeignet, in die Gedankengänge der Bodenreform einzuführen. Die Begeisterung des Verfassers für die Sache, der seine Lebensarbeit gilt, muß Jedermann für ihn einnehmen; und die klare und verständliche Art, in der er schreibt, erleichtert die Lektüre wesentlich. Die Fragen der Bodenpolitik gehören zu den aktuellsten sowohl im Reich (Reichszuwachssteuer, Tempelhoferfeld usw.) wie in der Gemeinde, und Damaschke ist mit Erfolg bemüht, in diese Fragen einzuführen und die richtigen Wege aufzuzeigen. Seine „Volkstümliche Redekunst" ist ein wunderbolles Brevier für Jeden, der öffentlich reden muß; wenn seine Ratschläge beherzigt würden, dann würde man nicht so oft mit sachlich vortrefflichen, aber formell unerträglichen Vorträgen geplagt werden.

In den beiden Broschüren reden drei Pfarrer über Bodenreform und Christentum; Pfarrer Möbus behandelt einen wichtigen Ausschnitt aus dem Problem; mit Pfarrer Dannenbergers Predigt habe ich mich nicht befreunden können, vor allen Dingen ist es keine Predigt; diese Art, auf der Kanzel von Bodenreform zu reden, ist doch kaum die richtige. Dagegen kann man sich mit Pfarrer Kappus recht wohl einverstanden erklären; während er im ersten Teil bodenreformerische Ansätze im Alten Testament aufzeigt, gibt er im zweiten Teil ein Bekenntnis, weshalb er als Christ Bodenreformer sein muß.

Schließlich möchte ich nicht unterlassen, auf die monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift Bodenreform hinzuweisen (Verlag J. Harrwitz Nachf., Berlin SW 48, Friedrichstr. 16. 6 Mk. jährlich). In durchweg gut geschriebenen Artikeln berichtet sie über die Fortschritte der Bodenreform wie über die Hemmungen, die sich in Staat und Kommune einer sozial gerichteten Bodenpolitik entgegenstellen.

G R

Kleine Mitteilungen. Für die Wirkung, die meine Klage zum Bergarbeiterstreik in Nr. 12 gehabt hat, indem sie obigen Artikel zeitigte: Wo muß der soziale Wille einsetzen? bin ich nur dankbar. Habe gar nichts gegen die Bodenreform, im Gegenteil. Daß sie das Allheilmittel, daß sie die ganze Erkenntnis des Uebels bedeutet, wage ich freilich nicht zu unterschreiben. Aber der Zweck solcher Herzenserleichterung, wie sie mir dort in den Kleinen Mitteilungen vergönnt war, ist erreicht, wenn sie bei vielen Lesern solch ein Echo fand wie bei dem Verfasser.

„Man muß sich eigentlich wundern, daß die Pastoren sich nicht stärker an den Kämpfen um die Boden- und Wohnungsfrage beteiligen." So zu lesen in Nr. 16 der Hilfe. Die Wohnungsfrage in den Städten steht auf dem Programm des nächsten Evangelisch-sozialen Kongresses. Im Kampfe gegen die Bodenspekulation auf dem Lande hat soeben ein preußischer Pfarrer sein Amt verloren. Pastor Stier in Motzen, Kreis Teltow. Mit 1800 Mark Ruhegehalt vom Konsistorium entlassen. Wegen Nervosität und Querulantenwahns. Wie dieser Mann dazu gekommen ist, das lese man am angeführten Orte in der Hilfe nach. Wer die Akten und die Personen nicht kennt, enthält sich des letzten Urteils. Aber ich glaube, daß ein Pfarrer, der sich im Interesse seiner Gemeinde den Mächten der Terrainspekulation

entgegenwirft, einen furchtbar schweren Stand hat. Er will ja nur das, was billig, gerecht, notwendig ist! Alle guten Geister müssen ihm beistehn, selbstverständlich. Aber siehe da, ein wenig Ungeschick, ein wenig Rücksichtslosigkeit und Reizbarkeit — und wie schnell ist der Arme schuldig! Wird man den Hergang noch genauer erfahren?

Die Sache Traubs beschäftigt unausgesetzt die Gemüter. Sieht man näher zu, so gilt das ganze Einschreiten der Behörden im Grunde allein dem Redakteur. Würde er kein Blatt herausgeben, würde er heute erklären, daß er für die Zukunft auf diese nebenamtliche Tätigkeit verzichte, so würde man ihn vermutlich in Frieden lassen. Jedenfalls ihn nicht disziplinieren; es bliebe höchstens noch das Spruchgericht für seine Lehre übrig. Sieht man nun das Material durch, das die Begründung des Urteils wider den Redakteur Traub anhäuft, so ist offenkundig, daß Traub seine Feder führt als eine scharfe Klinge. Er hat (Spalte 8 der Begründung) „zu seiner Entlastung geltend gemacht, daß die für jede Zeitschrift bestehende Notwendigkeit, über aktuelle Dinge schnell zu berichten und sie kritisch zu beleuchten, sorgfältige Erkundigungen über die in Betracht kommenden Tatsachen außerordentlich erschwere, wenn nicht unmöglich mache". Hier ist ein wunder Punkt, in der Journalistik überhaupt und in der kirchlichen noch besonders. Neugier und Sensationsbedürfnis des Publikums verdirbt die besten Männer, wenn sie in diesen Dienst treten. Ich kenne den Dämon auch, dem man dann verfällt. Ich habe mich davon befreit, als ich die Chronik von der Christlichen Welt löste; diese Befreiung war mir eine Rettung aus sittlicher Not. Aber was nun Traub unter diesem Banne geleistet hat, das hätten denn doch die Richter vergleichen müssen mit dem, was die übrige kirchliche Presse leistet. Es ist mir in den letzten Monaten das Organ der Gegenpartei Traubs zugeschickt worden, die „Kirchliche Rundschau für die evangelischen Gemeinden Rheinlands und Westfalens". Ich bin erschrocken über den Ton dieses Blattes, das doch gegen Traubs Abfall die echte christliche Frömmigkeit vertreten will. Wenn man Luthers polemische Roheiten verteidigt, stellt man ihn mitten hinein in die Polemik seiner Zeit: so Wilhelm Walther in seiner trefflichen Apologetik Luthers (Für Luther wider Rom, Halle 1906). Da hört man dann auf Luther zu verklagen. So wird eine gerechte Instanz auch Traubs Polemik auf ihrem Hintergrunde sehen, und sie wird ihre scharfen eckigen Konturen verlieren. Freilich, er hat sich an Konsistorien und Synoden vergriffen! Nun, davon sprachen wir schon in voriger Nummer. Es sei heute an Friedrichs des Großen Wort erinnert, daß man Gazetten nicht genieren soll. Und Traubs Blatt kann Niemand unvoreingenommen lesen, ohne daß er über all dem kleinen Gekämpf und Geplänkel den großen Zug spürte, die große Absicht eines heiligen Streites. Und wenn ein Disziplinargericht damit nichts anzufangen weiß, so wird dem Angeklagten und Verurteilten eine Appellinstanz zu Hilfe kommen, vor der schließlich einmal beide stehen werden, er und seine Richter: das ist das Forum der Geschichte.

Ueble Erscheinungen zeitigt die Aufgeregtheit der Geister in Rheinland und Westfalen. So der Willkomm, den man dort in gewissen Kreisen schon jetzt dem Evangelisch-sozialen Kongreß bereitet. Man lese die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 14 und die genannte Kirchliche Rundschau Heft 8. Der Kongreß wird unter allen Umständen in Essen eine reiche und fruchtbare Tagung haben: er trägt seine Kräfte in sich selbst. Und seine Freunde und Mitglieder werden um so eifriger herbeieilen, zum Gelingen zu helfen.

Inzwischen hatten die Freunde der Christlichen Welt in Heidelberg ihre süddeutsch-schweizerische Jahreszusammenkunft. Aus der Schweiz nur 2 Gäste; sonst vertraten laut Präsenzliste 82 Baden, 39 Württemberg, 29 Hessen, 16 Bayern, 5 Elsaß-Lothringen, 25 das übrige Deutschland; auch Dänemark und Norwegen stellten je einen Teilnehmer. Der Frühling machte dieses gesegnete Stück Vaterland vollends zum Paradies; die inneren Schwierigkeiten der kirchlichen Lage, über die wir uns frei mit einander aussprachen, sorgten, daß wir dennoch nicht übermütig wurden; aber zwei wertvolle Vorträge hielten uns um so sicherer auf der geistigen Höhe: Geyer-Nürnberg mit der erquickenden Einführung in seine Predigerwerkstatt, Weiß-Heidelberg mit seiner prächtig abgeklärten Darstellung des Problems der Entstehung des Christentums. Weißens Vortrag erscheint im Archiv für Religionswissenschaft. Geyers Wort möchte ich am liebsten gar nicht gedruckt sehen — und das soll nun auch ein Kompliment sein. Das nächste Mal will man in Ludwigsburg zusammenkommen, Ostern 1913. Auf fröhliches Wiedersehn dort! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 14. Mai 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Landeskirche-Freikirche-Volkskirche. Pfarrer von der Heydt.

Gießen. Mittwoch 8. Mai, 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz! Bahnhofstraße: Erziehung zur Toleranz. Dr. Strecker-Bad Nauheim.

Lüttringhausen. Montag 6. Mai $5^1/_4$ Uhr im Düringer Hof: Biblische Theologie des Neuen Testaments von Weinel. Die Aufgabe. Die religionsgeschichtliche Einführung. Professor Herrmann-Lennep. Gäste willkommen!

Versammlungskalender

1. Mai	Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt Halle
5.—7. „	Bund deutscher Jugendvereine Jena
6.—9. „	Instruktionskursus des Deutschen Sittlichkeitsvereins Berlin
28.—30. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Essen

Heute Nacht entschlief im 74. Jahre seines arbeits- und segensreichen Lebens mein geliebter Vater der Pastor Primarius an der Stadt- und Hauptkirche zu Guben

Dr. theol. August Werner.

Leipzig *(Villenkolonie **Quasnitz**)*
25. April 1912

Professor Lic. Dr. Johannes Werner

Evangelisch-sozialer Kongress in Essen

28.—30. Mai 1912. Im Städtischen Saalbau

Dienstag, den 28. Mai Nachmittags $4^1/_2$ Uhr Sitzung des weitern Ausschusses. — Abends 7 Uhr Gottesdienst: Pastor Dörries-Hannover. — $8^1/_2$ Uhr Begrüssungsabend; Ansprache des Geheimrats Prof. D. Harnack-Berlin.

Mittwoch, den 29. Mai 9 Uhr Eröffnung durch den Vorsitzenden Professor D. Baumgarten-Kiel. Begrüssungen durch die geladenen Behörden. — Erste Verhandlung: „Individualismus und Staatssozialismus." Prof. Dr. von Wiese-Düsseldorf und Prof. D. Rade-Marburg. — $3^1/_2$ Uhr Zweite Verhandlung: „Religion und Bildung." D. Naumann-Berlin. — 8 Uhr Oeffentlicher Volksabend.

Donnerstag, den 30. Mai 9 Uhr Jahresbericht des Generalsekretärs. — Dritte Verhandlung: „Die Wohnungsfrage in den Städten." Prof. Eberstadt-Berlin und Beigeordneter Schmidt-Essen. — Von 3 Uhr an Besichtigungen, auch der Wohlfahrtseinrichtungen der Firma Krupp.

Evangelische fein gebildete Dame mittleren Alters, sprachenkundig (Französisch und Englisch im Ausland erlernt), wohlerfahren in Küche und Haus, sehr interessiert für Kinder, sucht Wirkungskreis als **Repräsentantin, Hausdame, Erzieherin** mutterloser Kinder oder **Reisebegleiterin** und **Gesellschafterin.** Gefällige Offerten an **Pfarrer Kosack, Ellrich** am Harz.

kennen die Vorzüge von **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine) als Speisefett und als Brotaufstrich. Diese Produkte sind von absoluter Reinheit, leicht verdaulich (kein Aufstoßen, kein Sodbrennen!), sehr preiswert und gänzlich frei von tierischen Fetten. — Man vermeide die zahlreichen Nachahmungen, betrachte ihr Vorhandensein vielmehr als einen Beweis für die vorbildliche Qualität unserer Produkte.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

NB. Palmin jetzt auch „weich" (schmalzähnlich) zu haben.

Bisher war es nicht möglich, gute Nachbildungen der Werke Michelangelos, des größten Künstlers der Renaissance, in großem Format zu einem Preise zu erhalten, der die Anschaffung jedem Kunstgenießenden möglich machte. Die vor kurzem erschienenen ersten drei

MICHELANGELO-MAPPEN DES KUNSTWARTS

helfen diesem Mangel ab. Bisher erschienen

DIE HAUPTBILDER DER SIXTINADECKE
19 Bilder auf Büttenkarton aufgezogen Mk. 5.—

DIE PROPHETEN UND SIBYLLEN
20 Bilder auf Büttenkarton aufgezogen Mk. 4.—

DAS JÜNGSTE GERICHT
16 Bilder auf Büttenkarton aufgezogen Mk. 4.—

Die Mappen sind durch jede gutgeleitete Buchhandlung zu beziehen, sie werden in den meisten Handlungen auch zur Ansicht vorgelegt.

Kunstwart-Verlag GEORG D. W. CALLWEY, München.

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe**, Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg**, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe** und **Frl. Aug. Muns in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Landerziehungsheim für Mädchen

Breitbrunn am Ammersee. Oberbayern

Aufnahme finden Mädchen von 9—16 Jahren. Prospekt über Eintrittsbedingungen, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsziele durch die Vorstandschaft.

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!
Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Dame sucht Beschäftigung als **Büro-** oder **Privat-Assistentin** (Kenntnisse in Stenographie und Schreibmaschine). Pension im Hause bevorzugt. Offerten unter **H. 1884** an den Verlag.

In Bayern geprüfte junge **deutsche Lehrerin** sucht für Herbst **Stellung** an einer Schule mit Internat. Anfragen an **Dr. Geyer, Nürnberg.**

Für **junges frisches Mädchen** wird Aufenthalt gesucht in geistig angeregtem Hause zur Betätigung im Haushalt. Angenehme Hausgenossin. Offerten unter T T an den Verlag.

Familienpension **Quisisana**
Braunfels (Lahn)
Zimmer mit Verpflegung von 3.50 Mk. an.

Winterkuren — **Thüringer Waldsanatorium** — Sommerkuren

Schwarzeck

bei Blankenburg - Schwarzatal

für physikal.-diätetische Therapie. Bes. San.-Rat Dr. Wiedeburg. 5 Ärzte. Sonderabteilg.: Für Nervenkrankheiten. Für Magen-, Darm-, Stoffwechselkrankheiten. Für Herz-, Frauen- u. chronische Krankheiten. Für Abhärtung u. Erholung. Ausgeschlossen Geisteskranke Tuberkulöse. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt kostenlos.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 406 944 368 M. Vermögensbestand 148 710 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Ariadne-Rad unübertroffen
5 Jahre Garantie · Franco Zusendung

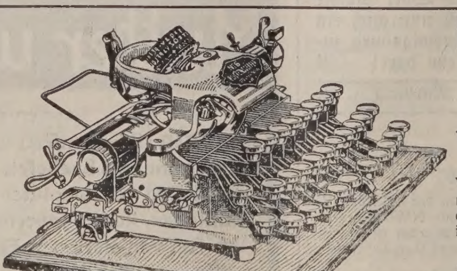
Einfache Herrenräder von M. 39.- an
SPECIALITÄT PNEUMATIK
Laufdecke Ariadne 1 Jahr Garantie M. 4.75
Luftschlauch Ariadne do. do. M. 2.90
Billige Laufdecken M. 1.95, M. 2.50, Schlauch M. 1.75, M. 2.10
Grösste Auswahl in Fahrrad-Zubehör.
Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Sprechapparate etc.,
Staunend billige Preise.

Franz Verheyen, Frankfurt a/M

Verlangen Sie kostenlos illustr. Katalog No. 111

Blickensderfer-Aluminium

Eleganteste und leichteste Schreibmaschine für Haus und Reise



Bewährtes System mit unverwüstlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift und vielen Sondervorzügen. Gewicht nur $2^1/_3$ kg.

Preis: mit zwei Schriftarten nach Wahl
200 Mark.

Verschlußkasten aus pol. Eichenholz oder Leder 10 Mk. bezw. 25 Mk.

Verlangen Sie bitte unsern illustr. Prospekt A No. 160 mit interessanten Berichten berühmter Forschungsreisender über die erstaunliche Stabilität der Blickensderfer in allen Weltgegenden, bei jedem Klima und jeder Behandlungsweise.

Schwerere Modelle 185—260 M. laut Hauptkatalog

Auf Wunsch Teilzahlungen

Groyen & Richtmann Königlich Rumänische Hoflieferanten
Köln, Mauritiussteinweg 84 Filiale: **Berlin,** Leipziger Str. 112
Vertreter für die Schweiz: **Max Felchlin, Schwyz**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein Prospekt der Firma Lehmann & Assmy, Tuchfabrik in Spremberg (Lausitz)